



Vaheims

Ein deutsches familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 29. März 1902 * Nr. 26.

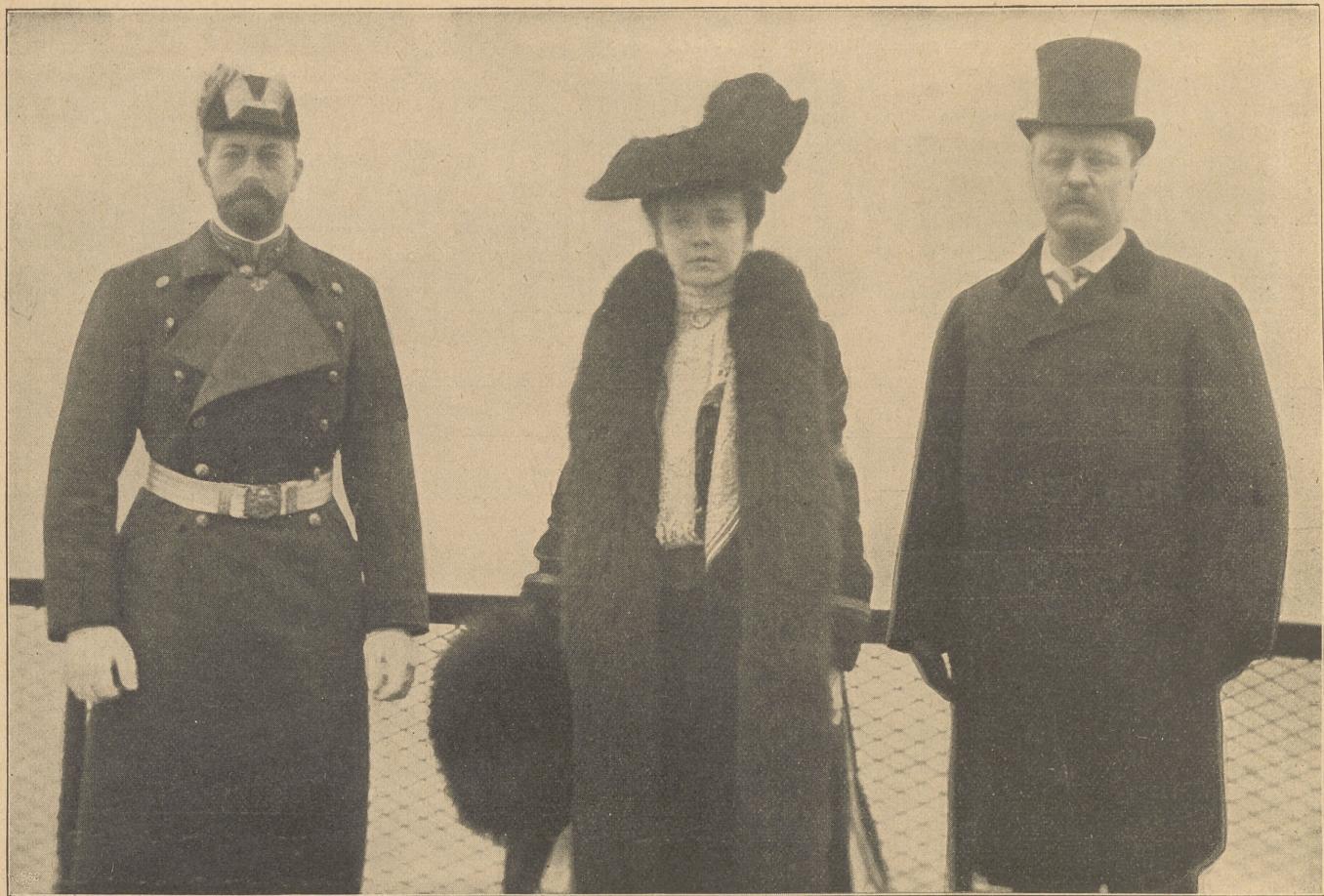
Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



G. Busse phot.

Östern in der Millionenstadt: Vor einem Österreich-Geschäft in der Friedrichstraße zu Berlin.

Nach einer Photographie von G. Busse in Berlin.



Prinz Heinrich, Fräulein Roosevelt und Präsident Roosevelt an Bord eines Hasendampfers in New-York.
Copyright 1902 by N. Lazarnick.



Prinz Heinrich.

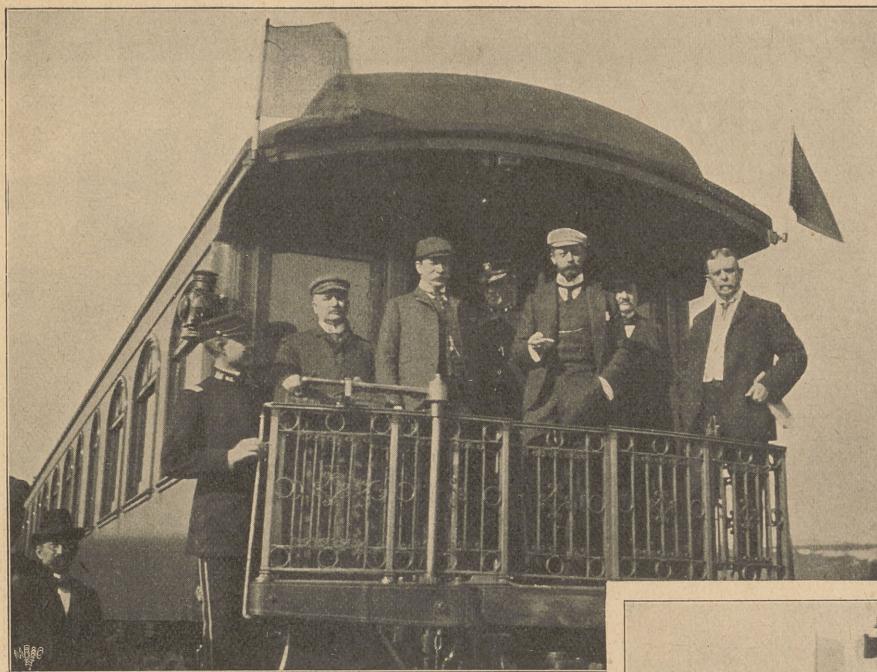
Frau Kappeler.

Brandenburg.

Fräulein Rosevelt.

Prinz Heinrich mit seinen Gästen an Bord der "Hohenzollern".
Copyright 1902 by N. Lazarnick.

Von der Amerikareise des Prinzen Heinrich.

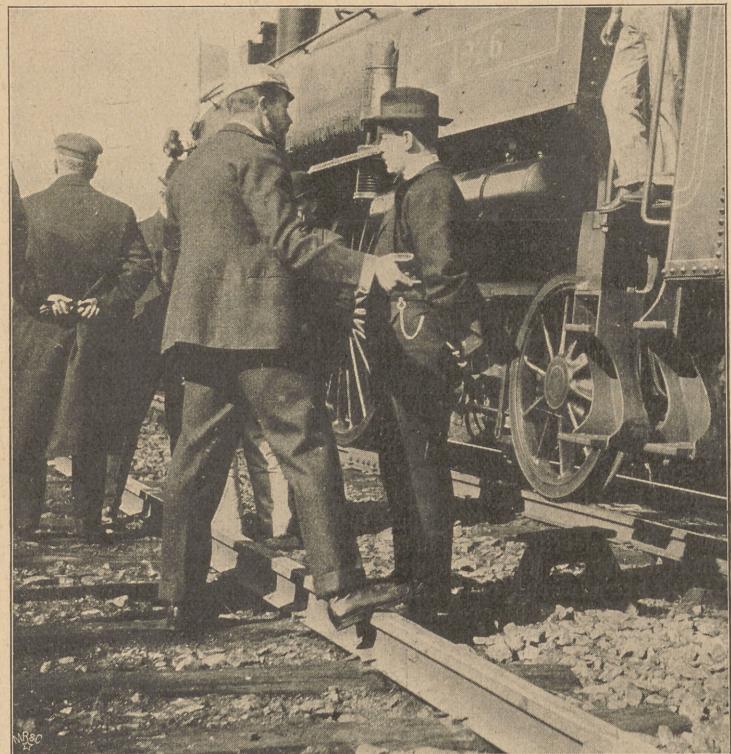


Prinz Heinrich auf der Plattform seines Salonzwagens während des Empfangs in Columbus.

Copyright 1902 by N. Lazarnick.

Von der Amerikareise des Prinzen Heinrich. Der Bruder unsers Kaisers ist von seiner Amerikafahrt nun wieder glücklich zurückgekehrt. Er hat die nicht geringen Strapazen seiner Rundfahrt durch die Vereinigten Staaten gut überstanden und kann sich nun eine wohlverdiente Frist der Erholung gönnen mit dem schönen Bewusstsein, sich den warmen Dank der deutschen Nation und seines kaiserlichen Bruders wie die aufrichtige Freundschaft des amerikanischen Volkes erworben zu haben. Hoffentlich wird auch die wünschenswerte Nachwirkung der Reise, eine Andauern der guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Union, nicht ausbleiben. Wir bringen heute nun noch einen Nachtrag zu den schon veröffentlichten Bildern von der Prinzenreise, an erster Stelle noch einmal die drei Hauptpersonen bei der, den Kernpunkt der ganzen Amerikafahrt bildenden Feier des Stapellaufs der neuen Kaiserjacht „Meteor“. An Bord eines New-Yorker Hafendampfers sehen wir da den Prinzen und den Präsidenten Roosevelt und zwischen den beiden stattlichen Männern die anmutige Mittelperson, Fräulein Alice Roosevelt, deren jetzt so viel genannter

Name auch bei uns in Deutschland schnell populär geworden ist. Hoffentlich macht sie dem deutschen Volk, dem sie im Bild schon so gut bekannt geworden ist, die Freude, sie auch einmal in Person kennen zu lernen, vielleicht im nächsten Sommer, zur Zeit, wenn Kaiser Wilhelms neue stolze Yacht „Meteor“ zum ersten Mal ihre Fähigkeiten erweisen wird auf den blauen Fluten der Kieler Förde und der Ostsee. Dieselben Herrschaften und dazu noch die sehr sympathische, distinguierte Erscheinung der Frau Präsident Roosevelt, allerdings die beiden Damen in keineswegs „offizieller“ steifer Haltung, sondern in animterter fröhlicher Stimmung, zeigt die nächste Aufnahme, die an Bord der „Hohenzollern“ gemacht worden ist, wo Prinz Heinrich die Familie des Präsidenten und die Repräsentanten des amerikanischen Volkes als seine Gäste bewirte hat. Unfere weiteren Aufnahmen sind auf der Rundfahrt des Prinzen gemacht worden; besonderes Interesse dürften wohl die beiden Bilder beanspruchen, die Prinz Heinrich auf der Plattform seines Salonzwagens und neben



Prinz Heinrich in Unterhaltung mit dem Lokomotivführer während eines Halts auf der Strecke bei Portage.

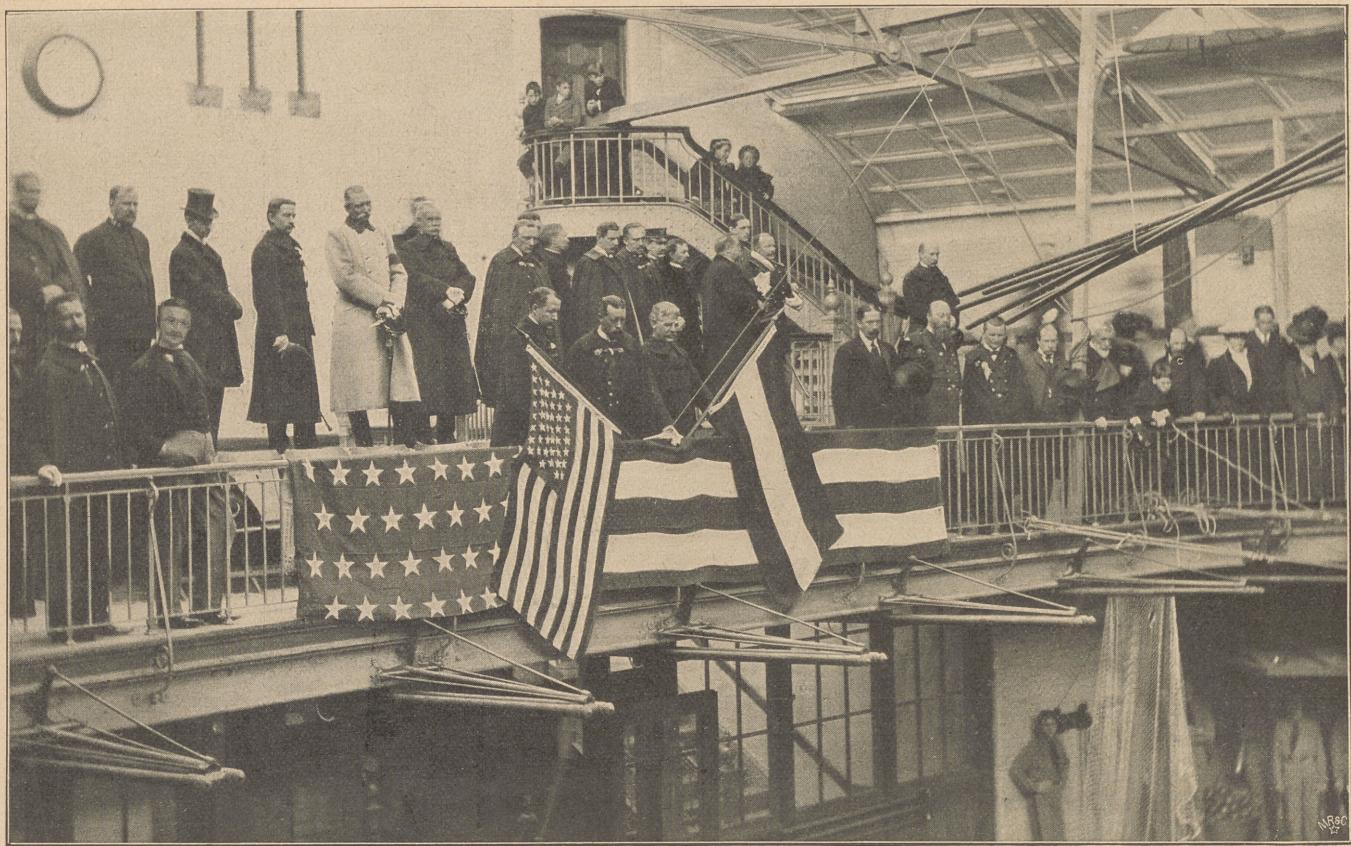
der Lokomotive zeigen, auf der er ein Stück der Reise zwischen Washington und Indianapolis zurücklegte. Bald hinter der stark von Deutschen bevölkerten Stadt Altoona bestieg nämlich der Prinz mit 2 Begleitern die Maschine des Blitzzuges, um von hier aus die stark ansteigende Fahrt über das Allegheny-Gebirge zu beobachten. Den rüffigen Lokomotivführern und den nicht weniger angeräuchersten Heizern begrüßte der Prinz mit leutseligem Handschlag, und dann ging es auf dem leuchtenden Dampfross hinauf in die Berge. Das Vergnügen des Prinzen sollte aber bald eine Unterbrechung finden. Bei einer kleinen Ortschaft Portage musste der Zug nämlich halten, weil nicht weit davon, ein Stück auf der Strecke voraus, ein Eisenbahnunfall stattgefunden hatte. Dieser unfreiwillige Aufenthalt dauerte an 2 Stunden, während welcher Zeit der Prinz ganz ungezwungen mit dem Zugpersonal und den herbeigeeilten Einwohnern der kleinen Ortschaft sich unterhielt. Das obige Bild zeigt den Prinzen bei dieser Gelegenheit, während er mit dem



Von der Überschwemmung in Paterson, das der Zug des Prinzen passierte.

Copyright 1902 by N. Lazarnick.

Von der Amerikareise des Prinzen Heinrich.



Der Prinz als Zuschauer bei den Exercitien der Kadetten im Gymnasium zu Westpoint. Copyright 1902 by N. Lazarnick.

Maschinenführer plaudert, und veranschaulicht charakteristisch die bei uns in Deutschland sicher ganz „unmöglich“ zwanglose Art, in der dieser Unterbeamte, der übrigens auch keine Uniform trägt, sich gemütlich mit dem hohen Herrn unterhält. Ferner bringen wir eine Ansicht aus der Armee-Kadetten-Anstalt in Westpoint, wo der Prinz in der Turnhalle (Gymnasium) den Vorführungen der jungen Leute im Turnen, Fechten, Ringen und Boxen beiwohnte, ebenso wie er die Seekadetten-Anstalt in Annapolis besichtigte; sodann eine Aufnahme vor der Statue des großen Präsidenten Abraham Lincoln in Chicago, an deren Fuß der Prinz einen Kranz niederlegte, und schließlich ein Bild von dem Prinzen während der Rückfahrt an Bord der „Deutschland“ neben deren Kapitän, Herrn Albers.

* * *
Zur Grundsteinlegung des Pfälzerhauses in Straßburg. Dass auch in der Hauptstadt der wiedergewonnenen Reichs-

lande, in der einst der junge Goethe studierte, deutsches Studentenleben, das ja am eigenartigsten in den Korporationen zur Erscheinung kommt, wieder festen Fuß gefasst hat, beweist wohl am besten, dass am 1. März das Corps Palatia zu Straßburg den Grundstein zu einem eigenen Heim legen konnte, dem ersten deutschen Studentenhaus jenseits des Rheins. Zu der Feier, an der die Spitzen der Behörden mit regem Interesse teilnahmen, war auch folgendes Telegramm des Kaisers eingetroffen: „Berlin, Schloß. Der Huldigungsgruß, welchen die alten Herren und die Aktiven der „Palatia“ von der Feier der Grundsteinlegung des Corpshauses mir gesandt, ruft in mir eine

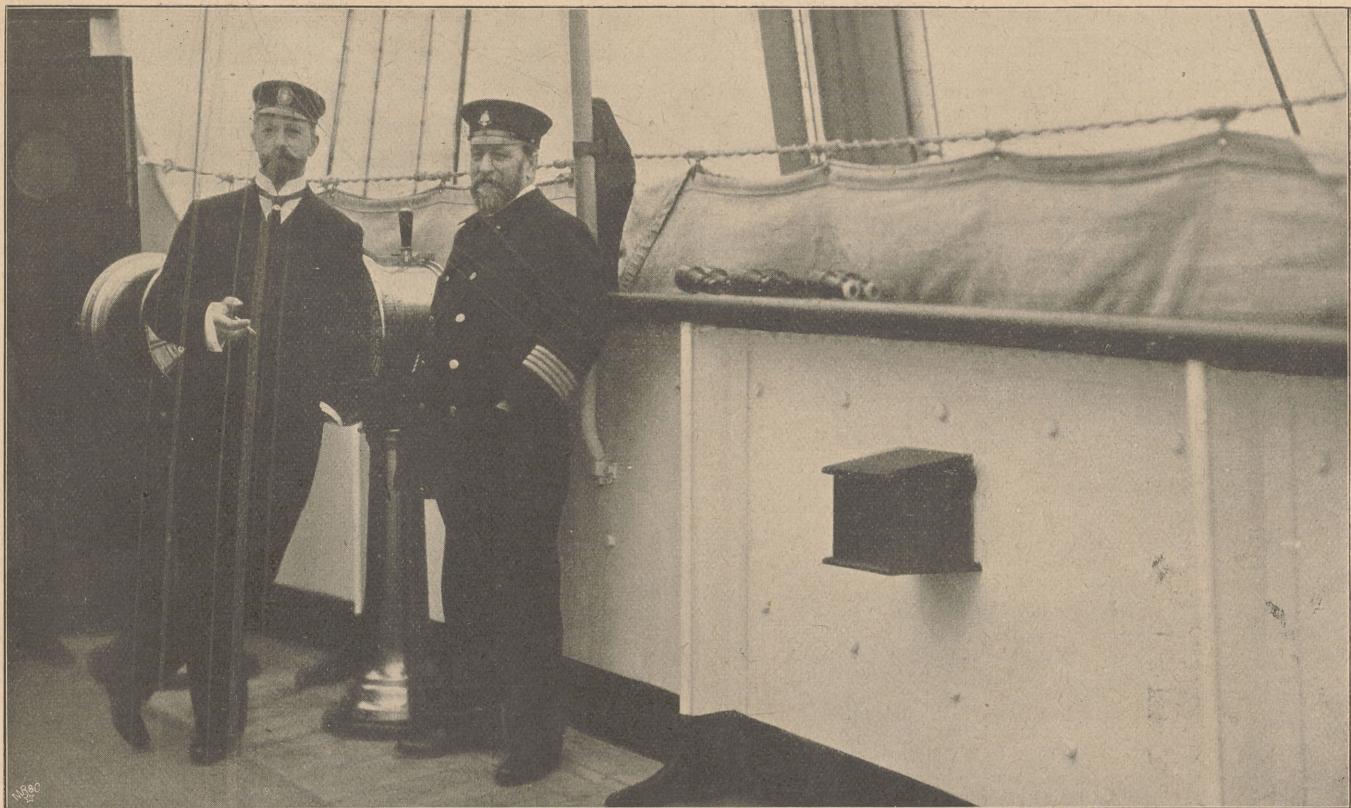
freudige Erinnerung an meinen Besuch des Corps vor langen Jahren wach. Das Heim der Pfälzer im Reichslande wird der von den alten Herren überkommenen Tradition gemäß, des bin ich gewiss, stets eine Pflegestätte deutscher Treue und vaterländischer Gesinnung sein.“ Wilhelm, I. R.”

* * *
Zur Rückkehr des Prinzen Adalbert. Das Schulschiff „Charlotte“, das mit den anderen Seekadetten auch den Prinzen Adalbert von der langen Auslandsreise in südlichen Gewässern heimgebracht hat, ist in der Nacht zum Sonnabend, den 15. März, in Brunsbüttel, der westlichen Einfahrtsstation in den Kaiser-Wilhelm-Kanal, eingetroffen, und in der siebenten Morgenstunde schon meldete sich der Prinz bei seinem kaiserlichen Vater, der mit der Kaiserin dem heimkehrenden Sohn bis hierher entgegengereist war, an Bord des Panzers „Kaiser Wilhelm II.“ Der Prinz hat dann, nach Kiel zurückgekehrt, das dort für ihn gekaufte und eingerichtete Haus an der Düsternbrooker Allee bezogen, das die Kaiserin in Person kurz zuvor noch einmal besichtigt hatte. Wir haben eine Ansicht dieses Hauses erst unlängst, nämlich in Nr. 20 des „Daheim“, gebracht.



Der Prinz legt einen Kranz am Denkmal Lincolns in Chicago nieder. Copyright 1902 by N. Lazarnick.
Von der Amerikareise des Prinzen Heinrich.

* * *



Prinz Heinrich neben Kapitän Albers während der Rückreise mit der „Deutschland“. Aufnahme von Schau, Hamburg.

Das neue Rheinpanorama von Düsseldorf. Die sechs Jahrhunderte alte Garten- und Kunststadt an der Düssel hat noch kurz vor Schluss des 19. Jahrhunderts sich darauf besonnen, daß sie doch eigentlich mehr am Rheine, dem schönsten und verkehrreichsten Strome der Welt, als an der in den Kanälen und Teichen der Stadt verschwundenen Düssel liege und es dringend nötig habe, für die Millionen von Fremden, die sie bei ihrer Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung im Jahre 1902 zu begrüßen wünsche, auch am Rheine etwas

Toilette zu machen. Bis 1890 war die Rheinseite der Stadt vollständig vernachlässigt, nicht einmal gegen Mittelhochwasser geschützt, und der Verkehr an der Wasserfante sehr gering, da Hafen- und Werftanlagen mit modernen Einrichtungen gänzlich fehlten. Solche entstanden von 1892 bis 1896 im Südwesten der Stadt, mußten aber als Binnenhäfen ausgeführt werden, da am freien Stromufer wegen der starken Strömung das Aus- und Einladen der Schiffe unmöglich war. Die drei Hauptbecken konnten nur eine gemeinsame Rhein-

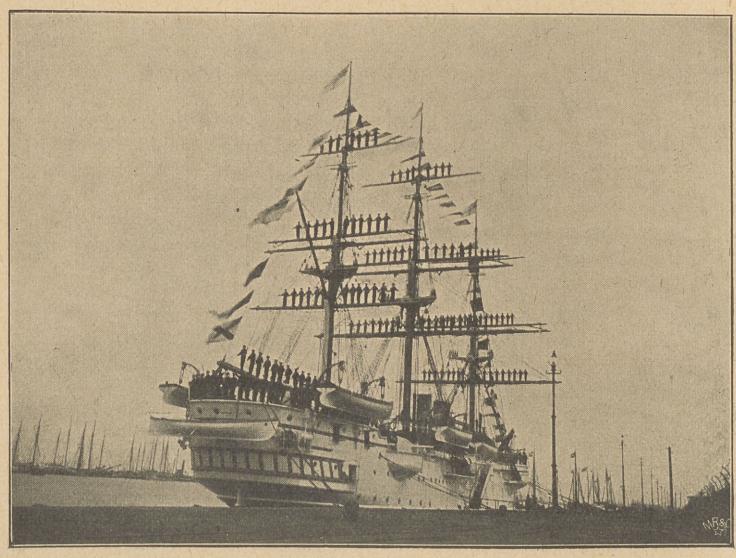
mündung erhalten, was das Aus- und Einfahren erschwert, so daß der Hafen für den Personen-, Stück- und Güterverkehr gar nicht in Frage kommt, sondern nur dem Umschlage nicht eiliger Massengüter dient. Den Verkehr mit dem linken Rheinufer vermittelte die dem Zollthore gegenüberliegende Schiffssbrücke, aber der war nur gering, und ihre Hauptaufgabe bestand darin, den freien Schiffsverkehr, der hier wegen der starken Strömung an sich schon schwierig ist, noch mehr zu erschweren. Vor 50 Jahren hat die Stadt um eine feste Brücke gefreit, sechs



Von der Grundsteinlegung des Pfälzer-Hauses in Strassburg, des ersten deutschen Studentenhauses jenseits des Rheins. Aufnahme von G. Michel, Hofphotograph in Strassburg i. Els.



Die Kaiserin bei der Besichtigung des für den zurückgekehrten Prinzen Adalbert eingerichteten Wohnhauses in Kiel.
Aufnahme von A. Renard, Kiel.



Flaggenparade des Schulschiffs "Charlotte" bei seiner Rückkehr mit dem Prinzen Adalbert in Brunsbüttel.

Projekte sind ins Wasser gefallen, bis endlich zur Überführung der elektrischen Bahn Düsseldorf — Krefeld von 1896 bis 1898 die in zwei mächtigen, luftrigen Bogen den hier 400

Meter breiten Rhein überspannende neue Straßenbrücke errichtet wurde. Damit verschwand die alte Schiffssbrücke. An der Westseite des Hofgartens südlich und nördlich der neuen Brücke war zur besseren Fundamentierung des Landpfeilers das Ufer um 30 m in den Strom vorgerückt und auf 500 m Länge als Werft über Sommerhochwasser mit dahinter liegender, gänzlich hochwasserfreier Uferstraße aufgebaut, es erübrigte somit nur noch, das 855 m lange eigentliche Stadtufer zwischen dem neuen Hafen und der neuen Brücke neuzeitlich umzugestalten. Das ist in drei Jahren mit einem Kostenaufwande von $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark geschehen. Unmittelbar am Rhein auf 6 m über d. P. liegt das 20 m breite Werft mit Fahrbahn und zwei Bahngleisen. Dahinter, etwas höher, zieht sich die 26 m breite Hochuferstraße hin, das langersehnte Schlussstück der großen Königstraße am Rheine.



Die neue Rheinquaianlage in Düsseldorf.

Frauen-Daheim.

Der Frühling schenkt mit Tandaradei
Der Erde ein güldenes Österei



"Frau Emma", die Gründerin und Vorsteherin des Emmaheims in Nauheim.

Das KinderSANATORIUM „Emmaheim“ in Bad Nauheim.

(Mit Abbildung.)

Das vor etwa zehn Jahren ins Leben gerufene KinderSANATORIUM „Emmaheim“ in Bad Nauheim hat sich auch in diesem Jahre wieder gerüstet, um kalte oder erholungsbedürftige Kinder aus gebildeten Ständen aufzunehmen. Die ersten kleinen Patienten sind bereits eingetroffen und erfreuen sich der oft überraschenden Wirkung der Nauheimer Heilquellen. Leiter der Anstalt sind der Königl. Preußische Sanitätsrat Dr. Müller und seine liebenswürdige, edle Gemahlin. Letztere ist die Begründerin des Sanatoriums und leitet dasselbe mit hervorragender Sachkenntnis, Treue und Hingabe. Sie ist durch seine Excellenz Herrn Geheimrat von Bergmann in den großen Berliner Krankenhäusern in allen Zweigen der Pflege gründlich ausgebildet und hat schon viele und schöne Heilserfolge aufzuweisen. Sie begründete das „Emmaheim“ mit 12 Betten, bald darauf waren es deren 18. Der Zudrang wurde aber namentlich während des Sommers so stark, daß sie zuweilen 20—25 Kinder aufnehmen mußte. Daraufhin wurde die Anstalt bedeutend vergrößert. Ein weiteres Stockwerk der dem Herrn Sanitätsrat gehörenden, herrlich gelegenen Villa des Fleurs wurde zur Anstalt hinzugezogen. Spielplatz und Halle wurden angelegt, der Garten vergrößert, und diesen Sommer tritt das „Emmaheim“ seine Thätigkeit mit 25 Betten an. Auch solchen, die schon große, schöne Heilanstalten gejehnt haben, ist es ein Genuß, die Krankenzimmer mit ihren Betten und Möbeln zu sehen, die mit allem ausgerüstet sind, was moderne Hygiene und Krankenpflege nur verlangen kann. — Was aber dem „Emmaheim“ seine ganz besondere Eigentümlichkeit gibt, ist die Art und Weise, wie die Kinder aufgenommen und verpflegt werden. Frau Sanitätsrat Müller wird allen ihr anvertrauten Kindern eine liebevoll besorgte Mutter. In der Pflege und Beaufsichtigung der Kinder wird sie von mehreren Schwestern unterstützt. Jeder derselben werden zwei bis drei, bei schwereren Fällen auch nur ein einziges Kind anvertraut. Die Schwestern schlafen bei den Kindern, sind Tag und Nacht bei ihnen, führen sie ins Bad, spielen und gehen mit ihnen spazieren und sorgen namentlich dafür, daß die Anordnungen des Chefarztes, Herrn Sanitätsrat Müller, gewissenhaft befolgt werden. Sie erstattet täglich einmal, wenn nötig noch öfters genauen Rapport über die Kinder an Frau Sanitätsrat. Diese

Voll Laub und Kätzchen und Veilchen. —
Davon kriegst auch Du ein Teilchen!

selbst aber bleibt die Seele des Ganzen, sie sieht nicht allein überall nach, sondern als starke und umsichtige Hausfrau legt sie auch selbst mit Hand ans Werk und schenkt auch vor der anstrengendsten Arbeit nicht zurück. Ihr Beispiel und ihr Geist elektrisieren das ganze Haus. Rührend ist ihre Liebe zu den Kindern, die alle nach kurzer Zeit ihre „Tante Doktor“ schwärmerisch wieder lieben. Seit mehreren Jahren, habe ich Gelegenheit gehabt, Frau Sanitätsrat Müller in ihrer mittleren Treue ihres Amtes walten zu sehen. Wiederholt haben zwei meiner Kinder die Nauheimer Quellen gebrauchen müssen und sind stets blühend und stark, seelisch und körperlich herrlich erfrischt aus dem „Emmaheim“ in ihr Elternhaus zurückgekehrt.

E. Neßler, Pfarrer in Hanau.

Der SCHILLERVERBAND DEUTSCHER FRAUEN.

Der erste Jahresbericht des Schillerverbandes Deutscher Frauen gibt eine Übersicht über die Thätigkeit des Central-Vorstandes, welcher eine Ehrung Schillers zu seinem 100-jährigen Todestage durch deutsche Frauen zum Zweck hat. Der Schillerverband Deutscher Frauen hat sich die Aufgabe gestellt, das Andenken an unseren großen, volkstümlichen Dichter, die dankbare Verehrung für ihn in den weitesten Volkskreisen zu beleben und zu vertiefen und zweitens bis zu seinem 100-jährigen Todestage, am 9. Mai 1905, durch Feiervorstellungen, Aufführungen, Abendunterhaltungen etc. ein Kapital zu sammeln, welches der schon bestehenden Schillerstiftung übergeben werden soll zu weiterer Unterstützung für Schriftsteller, Schriftstellerinnen und deren Hinterbliebenen. Zu diesem Zwecke gründete er Ortsgruppen mit folgenden Satzungen:

- 1) Jedes Mitglied einer Ortsgruppe benennt sich zu den Zwecken des Schillerverbandes Deutscher Frauen.
- 2) Es übernimmt die Pflicht, in seinen Lebenskreisen die Erinnerung an Schiller zu pflegen und wenn möglich der Ortsgruppe neue Mitglieder zuzuführen.
- 3) Die Mitgliedschaft wird erworben durch einen jährlichen Beitrag von mindestens 50 Pf. oder einen einmaligen Beitrag von mindestens 4 Mark.

Ortsgruppen befinden sich bis jetzt in: Weimar, Vorsitzender Herr Staatsminister Dr. Rothe; Stuttgart, Vors. Frau Kabinettssr. Kübel; Hamburg, Vors. Frau Franziska Elmendorf; Tilsit, Vors. Fr. Prof. Krüger-Titzsch; Frankfurt a. M., Vors. Frau Selma Wunderlich-Gutzkow; Lübeck, Vors. Frau Eva von-Ed; Marburg i. H., Vors. Fr. Geheimrat Küster; Leipzig, Vors. Fr. Generalkonsul Derham; Jena, Vors. Frau Prof. Eucken; Lüneburg, Vors. noch nicht gewählt; Berlin, Vors. Frau Prof. F. Rodenberg; Hannover, Vors. Frau Geh. Kommerzienrat Jänecke; Göttingen, Vors. Frau Prof. Ehrenberg. Weitere Ortsgruppen sind in Bildung begriffen.

Einer Braut zu Ostern.

In einem Rahmen gesetzt, der das Bild des Brautpaars aufnehmen soll.

(Von der Schwester.)

So klein der Raum!
Doch nicht zu enge,
Zu bergen den wundriesten, seligsten Traum!
Zwei Herzen, die treulich gekämpft, gerungen,
Zwei Herzen, die das Geschick bewegen —
Zwei, fern ab von der Welt Gedränge
Eins nun auf ewig — sie fassen es kaum!

Selig, o selig dies Auferstehen!
Über der Welt liegt Frühlingshoffen,
Über Euch zweien der Himmel offen —
Nimmer war ja der Lenz so schön!
Wie ist nach allem Sehnen und Bangen
Himmlicher Frieden Euch aufgegangen
Über Erfassen und über Verfehn!

Ahnhungsvoll dümmt die Zukunft herein —
Leise im Winde rauschen die Bäume,
Wiegen die Knospe in Rosenräume —
Bitternd erbart sie ein neues Sein.

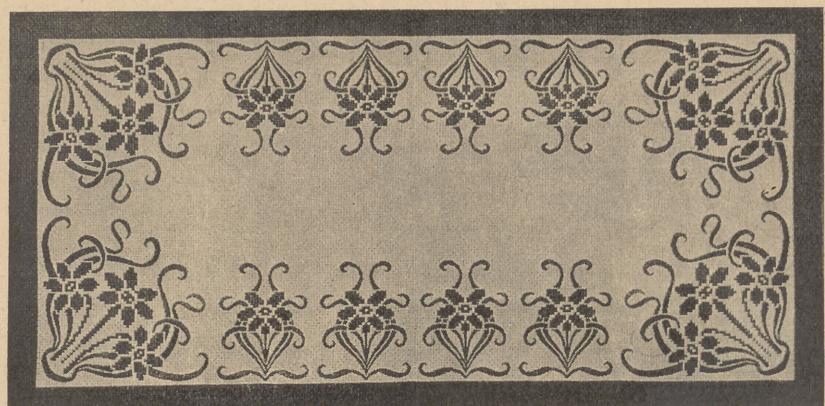
Goldene Höhen leuchten von fern —
Wie die Herzen in Liebe sich neigen,
Atmend kaum in des Glückes Schweigen,
Da ist in Wahrheit der Tag des Herrn!

Freie Bild.

Höhere Bildung für Blinde.

Bon einem Blinden.

Es wird freudig anerkannt, daß die Blindenanstalten mit wachsendem Erfolge nicht sehenden Kindern guten Volksschulunterricht geben und die Heranwachsenden für eine gewerbliche Thätigkeit oder den Musterberuf heranbilden. In Wort und Bild ist diese Arbeit der Blindeninstitute an dieser Stelle dargestellt worden. Kann dies aber allen Lichtlosen genügen? Sind noch andere Ansprüche auf Erziehung, Bildung, Lebensstellung bei ihnen denkbar? Wird der Beruf des Handwerkers oder Musikers jeden befriedigen? Wie steht es mit der Ausbildung von Nichtsehenden, die der Gesellschaft angehören? Es ist begreiflich, daß nicht alle Eltern blinder Kinder diese den



Wandschoner für Schlafzimmer. Vorgewebtes Muster in rot auf weiß.
Modell von Heinrich Dyk, Charlottenburg-Berlin.

bestehenden Anstalten übergeben wollen, da deren Schüler meist den unteren Schichten entstammen. Auch ist der dort gewährte, wenn auch vorzügliche Schulunterricht nicht für alle dem Blinden möglichen Lebensziele ausreichend. Soll das Kind ein tüchtiger Musiker werden, der sich auch unter seinen Standesgenossen Achtung erringen will, so muß eine hervorragende Begabung vorliegen, die mit grossem Fleize zu pflegen ist. Ist eine solche nicht vorhanden, so bleibt dem die Blindenanstalt besuchenden Kind nur noch ein Handwerk übrig. Nur wenige stehen dem Lichtlosen offen, die schon an und für sich den gebildeten Eltern und wohl auch dem erwachsenen Blinden kaum zusagen können, und die auch nur ein sehr bescheidenes Fortkommen in Aussicht stellen. Der Wunsch nach einer höheren Lehranstalt für Blinde ist oft schon rege geworden, wenn die Eltern an ihrem lichtlosen Kinde oder dieses an sich selbst Begabungen und Fähigkeiten beobachtet, deren Ausbildung gänzlich außerhalb des Rahmens der Blindenanstalten lag. Eine Unterweisung durch einen Privatlehrer war, selbst wenn die Mittel vorhanden, nicht immer ausreichend. Das Kind mußte doch erst die Blindenschrift und alle Hilfsmittel des Blindenunterrichts kennen und gebrauchen lernen, und auch der Lehrer, der z. B. die sprachlichen Studien zu leiten hatte, bedurfte der Kenntnis der Blindenschrift, um der Lettüre des Kindes zu folgen und seine Arbeiten lesen zu können. Wo sind solche Lehrer zu finden, wenn nicht am Platze eine Blindenschule ist? Und selbst wenn dies der Fall ist, so sind die Blindenlehrer meist nicht im Besitz umfassender Kenntnisse, die sie in den Stand setzen würden, einen tiefer gehenden Unterricht zu erteilen oder gar auf die Universität vorzubereiten. Das liegt ja ganz außerhalb ihrer Vorbildung und ihres Wirkungskreises. Wenn sich aber ein akademisch gebildeter Lehrer erst mit der Schrift und den Lehrmitteln für Nicht sehende vertraut machen soll, so muß er auch seinen Bemühungen entsprechend honoriert werden. Wenn man dazu die Kosten für die Beschaffung aller Unterrichtsmittel rechnet, so läßt sich begreifen, daß nur sehr wenige, sehr begüterte Eltern im stande sein würden, ihren Kindern eine höhere Bildung zu geben. Nur eine höhere Lehranstalt, die die erforderlichen Lehrkräfte und alle Hilfsmittel bietet, kann hier Hilfe schaffen. Es gibt in England eine solche höhere Bildungsanstalt für Blinde, und diese hat reichlichen Zuspruch. Auch ich habe, nachdem ich die Gründung einer Pension und Erziehungsanstalt für Blinde und Schwachsichtige der besseren Stände befürwortet habe, eine große Zahl von Zuschriften aus allen Kreisen, von Blinden und Sehenden, Fachleuten und Laien, Ärzten und Erziehern, erhalten, die mir auf das klarste bewiesen haben, daß mein Unternehmen in Deutschland einen überaus fruchtbaren Boden finden wird. Es steht dem Blinden außer dem Musikerberufe, für den ihn eine gediegene geistige und gesellschaftliche Bildung noch gründlicher vorbereiten wird, die Möglichkeit offen, sich als Sprach- und Litteraturlehrer, kaufmännischer Korrespondent, eventuell auch als Rezitator oder schriftstellerisch zu betätigen. Keine Tätigkeit mag aber wohl dem Blinden mehr zusagen als eine solche, in der er zugleich das Wohl seiner Schicksalsgenossen fördern kann, in der er ihnen durch Mitteilung seiner Erfahrungen ihren schweren Lebensweg zu erleichtern vermag, in der er vorzugsweise im stande sein wird, das seelische und geistige Verständnis zu zeigen, das er für sie empfindet: ein solcher Beruf ist der des Blindenlehrers. Daß man bei uns so wenig Blinde als Lehrer oder Hilfsschüler in den Anstalten heranzieht, ist sehr zu bedauern. Über dem Bemühen, dem Leidensgenossen sein Geschick zu mildern, würde der Blinde so oft ganz der eigenen Prüfung vergessen. In England wie in

Frankreich haben sich Blinde längst als tüchtige Blindenpädagogen erwiesen. Ich kann das aus eigener, schwerer Erfahrung bezeugen. Welchen Weg soll nun eine höhere Erziehung einschlagen? Sie soll auf der Grundlage der Pflege von Körper und Geist, wie sie auch die bestehenden Blindenschulen anstreben, einen Bildungsgang entwickeln ähnlich dem der höheren Lehranstalten für Sehende. Wenn möglich, müssen die Kinder auch hospitierend an einigen Stunden dieser Schulen teilnehmen, um mit den Sehenden und dem Leben in Fühlung zu bleiben. Mit dem Unterrichte der Mädchen nach dem Muster der Töchterschulen, hat sich ein solcher in allen häuslichen Beschäftigungen, ferner in den Handarbeiten zu verbinden. Für beide Geschlechter aber macht sich eine durchgreifende gesellschaftliche Erziehung notwendig, die durch ständige Beobachtung während des ganzen Tages, beim Essen und Trinken, im Spiele und Ernst durchzuführen ist. Ein modifizierter Tanz- und Anstandsunterricht ist heranzuziehen. Das Ziel ist: den Kindern eine grundliche Schulsbildung zu geben, die bei den Knaben eventuell bis zu einer Vorbereitung auf das Abiturientenexamen zu erweitern ist. Mit dieser soll sich die Unterweisung in der gesellschaftlichen Form vereinigen. Der Körper wird durch Turnen, Gymnastik und reichliche Bewegung im Freien gekräftigt, und dadurch die Haltung gewandt und natürlich gestaltet. Herz und Gemüt sind durch steter Hinweis auf eine höhere Wahrheit und alles Schöne und Gute zu beleben und zu vertiefen. So wird der Blinde körperlich und seelisch frei. Er wird zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit erzogen, die er nicht nur in der Ebenmäßigkeit seiner äußerer Bewegungen offenbart, die nicht nur in einer Fülle nützlicher Kenntnisse eine sich stets erweiternde Grundlage hat, sondern die ihm auch das Gleichmaß der Seele wiederzugeben vermag. Den Lichtlosen macht ja sein Mangel unfrei. Er hindert und fesselt ihn allerorten, und sein Gemüt ist schwer belastet von dem Gefühl steter Abhängigkeit und Hilflosigkeit. Da muß die Erziehung eingreifen. Sie muß seinen Körper eine ungezwungene Bewegung und seinen Geist den Flug in die Höhen des Wissens lehren. Dann wird der Lichtlose wahrhaft frei sein, und er wird in diesem Bewußtsein einen nie versiegenden Quell finden, aus dem er Kraft schöpfen wird, für sich und alle seine Schicksalsgenossen nach höheren Zielen zu ringen. Darum gebe man dem Blinden endlich eine Gelegenheit, sich eine höhere Bildung anzueignen.

Dr. Sommer, Bergedorf.

Frühlingsmoden.

Kleider, Blusen, Röcke, Hüte, Jackets nach dem Katalog eines Versandgeschäfts zu kaufen, ist eine ideal bequeme Art, die schwierige Kleidungsfrage spielerisch zu bemächtigen. Der Frühjahrskatalog von Mey & Edlich in Leipzig-Wagwitz ist erschienen und lädt zu dieser netten Art des Einkaufs ein. Das Leben wird uns Frauen heutzutage doch sehr erleichtert, wenn wir es uns nicht selbst wieder schwierig machen durch geschaubte Ansprüche! Der billigste Kleiderrock 5 Mark, ein recht guter 10 Mark, eine nette Bluse dazu — und wir sind hübsch und praktisch alltäglich angehängt. Der Katalog des großen Versandgeschäfts ist auch in jeder anderen Beziehung reich: Möbel, Silber, Porzellan — mit einem Wort — alle Haushaltungsdinge!

Für die Küche.

Gute Osterstolle. Hierzu gehören $2\frac{1}{2}$ Pfund Mehl, gut $\frac{1}{2}$ Pfund Fett (Butter und Schmalz), $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, $\frac{1}{2}$ Pfund Rosinen, knapp $\frac{3}{4}$ Liter Milch, für 20 Pf. Citronat, feiner Kanel und Citrone nach Belieben und für 20 Pf. Geiß. Die Milch läßt man eben austropfen, thut dann Butter und Zucker hinein und läßt diese Flüssigkeit erst etwas wieder aussöhnen, bevor man sie mit dem Mehl und den übrigen Zutaten zu einem Teig vermengt. Einwas von der angeführten Mehlmenge läßt man zurück, um dasselbe

beim Einnähen nachzugeben. Nach diesem Rezept bereite Osterstollen auf Beifall rechnen.

Johanna in G.

Fragen.

58) Wie wird Met bereitet? Ich habe dieses Königvier als Gymnastik in Westfalen kennen gelernt und würde es gern als Erfrischungsgetränk im Sommer benutzen. Auch für Angabe einer Bezugssource von gutem Met wäre ich dankbar. Vielleicht weiß ein Leser aus Westfalen Rat.

G. A. S.

59) Wer von den lieben Mütterchen könnte mir sagen, wie folgendes Lied und der Komponist desselben heißt? Der Refrain lautet:

"Warum die Dual, warum die Pein?

"Warum nicht immer heiter sein?"

Für gütige Antwort wäre sehr dankbar

Dameleserin in Bissit.

60) Ist eine freundliche Dame vielleicht in der Lage, mir aus eigener Erfahrung nähere Auskunft über Sticken geben zu können? Von vielen Seiten wurde mir zum Anfang einer solchen geraten, von anderen abgeraten, da es schwer sei, eine besondere Geschicklichkeit darauf zu erwerben, die Arbeit auch die Augen anregte. Viel Wert würde ich auf Durchsucharbeit legen und Plattstich in Seide. Mit der Hand geht es mir nur nicht schnell genug. Für gütige Auskunft wäre sehr dankbar

eine langjährige Abonnentin a. d. Bergstraße.

61) Wir besitzen mehrere der so viel annoncierten Spiritusplättchen. Dieselben sind angenehm und sauber im Gebrauch, aber es ist uns bisher nicht gelungen, sie so zu erhöhen, daß sie nahe Weise recht trocken und Rollösche schnell plätzen, worauf es in einem großen Haushalt so sehr ankommt. Da die großen Plättchen in Berlin diese Eisen vielfach im Gebrauch haben sollen, würde ich einer gütigen und orientierten Dameleserin sehr dankbar sein, wenn sie mir mitteilt, was sie für Erfahrungen gemacht und welche Fehler bei uns begangen werden.

Adelheid Scheibert in Weigelsdorf (Schlesien).

Auskunft.

Fr. 1. in Palminiken. Wir nennen Ihnen: "Die Arbeitsstube, Zeitschrift für leichte und gesammelte Handarbeiten"; erscheint in Leipzig bei O. de Liagre in zwei Ausgaben; kleine Ausgabe 1 Mt. vierteljährlich, große Ausgabe 90 Pf. monatlich.

Fr. 29. (Fr. v. B. in G.) Ein trefflicher und sehr reichhaltiger Leitfaden für die Erledigung verschiedenster Handarbeiten (inbegrieffen Stopfen und Maschinennähen) ist die "Encyclopädie der weiblichen Handarbeiten" von Thérèse de Dillmont. Das Buch ist durch alle Buchhandlungen und die meisten Stikkereigärtner zu beziehen. In Octavformat kostet es 3 Mt., in Taschenformat 1,20 Mt. G. F.

Fr. 32. (Fr. B. in Aachen.) Staniol sammelt und verwertet bedeutlich Patz v. Bodeköching in Bethel-Bielefeld.

Fr. 42. (Fr. M. in Altenessen.) Im Görlicher Vereinsaufsatz-Verein zu Frankfurt a. d. Oder sind getrocknete Moussetons, sowie auch andere Pilze zu haben. Der Preis richtet sich nach der Größe.

M. B.

Fr. 47. (Fr. M. in Hilden, Rheinland.) Rinds-, Schweins- und Kalbsnieren können sehr gut in der Pianne zubereitet werden. Die Nieren werden zuerst gebrüht, damit sie den strengen Geißack verlieren. Dann wird man dieselben und legt sie in heißen Fett, bräunt sie auf allen Seiten, gießt nach und nach etwas Wasser und eine halbe Stunde vor dem Anrichten saure Sahne dazu. Beilegt wird die Sauce mit Mehl verdickt. Als Würze dienen Wacholderkerne oder Mousserons. Zubereitungszeit 2½ Stunden.

Fr. 50. (Fr. B. in A.) Gewiß kann eine 35 Jahre alte Dame sich mit Aufsicht auf einträgliche Anstellung als Kochlehrerin ausbilden. Recht oft werden diese Damen den jüngeren vorgezogen. Die Ausbildung im Letteverein in Berlin SW, Königgräßerstrasse 90, ist eine sehr gute; sie dauert ein Jahr und kostet 500 Mt. Schul-rep. Stundengeld. Die Pension im Hause ebenfalls. Das Nähere ist durch einen Prospekt, der unentgeltlich auf Wunsch von der Regierungsrat des Lettevereins zugesandt wird, zu erhalten. Die Bevölkung einer Kochlehrerin ist sehr verschieden, und es kommt hier auch auf Glück an. Das Ausgangsgehalt beträgt durchschnittlich Mt. 400 p. a. bei freier Station. Bei größeren Kochschulen steigend bis 1200 Mt., wie z. B. bei der Königl. Generalschule in Posen. Recht gut ist ebenfalls die Ausbildung im Gestalzzi-Fribellhaus, Vorlehrerin Fraulein Martin; der Preis wird der gleiche sein, wie im Lettehaus. Ebenso ist die Schule des Fräulein Förster in Cassel zur Ausbildung zur Kochlehrerin zu empfehlen. Ich habe meine Ausbildung im Lettehaus als Haushaltungs- und Kochlehrerin genossen und bin sehr zufrieden gefekelt.

G. F. in Berlin.

Paula M. in Br. Wenden Sie sich wegen des in Nr. 22 empfohlenen Quillaja-Fleckenstiftes an die große Drogenhandlung von F. L. Hartwig in Berlin W., Potsdamerstr. 22, die ihn gewiß vorrätig hat.

M. F. in A. u. a. Die Mousseron-Sache ist erledigt! Besten Dank!

Franz A. L. in Br. Die Seidenimitationen (nebenbei ein sehr hübscher Name) der Firma Zimmermann in Gnadenfrei (Schles.) zeigen z. T. überaus geschmackvolle Muster. Diese neuen Stoffe eignen sich für Blumen und Kleider gleich gut. Auch die Sammetimitationen dieser Firma bieten viel Hübsches.

G. O. in P. Besten Dank, aber Ihre Antwort auf Frage 43 ist nicht zutreffend. Die Fragerin meint ohne Zweifel evangelische Schwesternorden!



Mariechen.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortsetzung.)



ie Geheimrätin begann damit, daß sie ein paar Damen, die sie besuchten, ins Vertrauen zog, ihnen vorsichtig ihre Befürchtungen und ihren Kummer mitteilte, vorsichtig forschte, was man denn an ihrer Tochter aussehen könnte.

Da kamen denn die verschiedensten Dinge zum Vorschein; die eine fand, Mariechen wäre zu gut, — die andere sagte, sie wäre nicht entgegenkommend genug, — eine dritte meinte, sie würde nicht gezeigt, nicht herausgebracht. Und um dem zu begegnen riet die eine: in ein Bad zu gehen, die andere: in einen Verein einzutreten, die dritte: Geselligkeit zu beginnen, selbst ein paar Feste zu geben.

Alles das fand zuerst der Geheimrätin Zustimmung; aber allmählich kühlte sich ihre Freude ab, denn sie sagte sich, daß sie an all dem nicht teilnehmen könnte, und ohne ihre Leitung versprach sie sich keinen Erfolg. Das einzige, worüber sich reden ließ, war der Besuch eines Badeortes. Das hätte ihr selbst vielleicht gut gethan. Und sie sprach mit dem Arzt. Der wußte nicht recht, was er ihr raten sollte; ihren Schwäche- und nervösen Zuständen war kaum mit einem Bade beizukommen. Aber als sie über eine Magenverstimmung klagte, hatte er gegen Karlsbad nichts einzuwenden.

Dem Geheimrat wurde die Notwendigkeit des Badebesuchs klargelegt, und er nahm Urlaub. Allerlei Anschaffungen, wie Plaidpaket und Reisetasche, wurden gemacht, und eines Abends kam die Familie in Karlsbad an.

Es war ein trüber Regentag. Nebelschleier lagen über dem Thal. Der Weg vom Bahnhof bis in die Stadt hinein, durch den in der Entwicklung begriffenen Stadtteil mit häßlichen Häusern, durch eine schmutzige Straße, enttäuschte sehr.

Der Geheimrat hatte vorher an die „Goldene Gans“ geschrieben, die ihm von einem Kollegen empfohlen war. Dort erhielt das Ehepaar drei Zimmer. Sie waren vernüggende Leute, und außerdem mußte man gerade bei dieser Gelegenheit auftreten. Tante Lotte hatte das einmal ein „nicht verloren gehendes Anlagekapital“ genannt.

Die „Goldene Gans“ lag auf der alten Wiese. Alle drei Zimmer gingen nach vorn. Auf der einen Seite das zweiflüstrige Schlafzimmer der Eltern, in der Mitte ein drei-

fenstriger Salon, auf der anderen Seite eine einfenstrige, schmale, fast korridorartige Stube: Mariechens Heim.

Um Tage nach der Reise ging es der Geheimrätin sehr schlecht. Sie sollte im Rollstuhl spazieren gefahren werden, aber auch das meinte sie, nicht überwinden zu können. Der Badearzt erschien, ein kleiner, schwächtiger, sehr gut angezogener Mann, der so leise sprach, daß man ihn kaum verstehen konnte. Er stellte bei der Geheimrätin die schwierigsten Sachen fest. Sie litt eigentlich an allem. Es war wie ein allgemeiner Marasmus. Das Herz war nicht normal, die Leber vergrößert, der Magen erweitert, die Nieren funktionierten nicht richtig.

Aber die Geheimrätin nahm es nicht schwer auf. Im Grunde genommen freute sie sich, daß ihr Arzt zu Hause unrecht hatte, indem er meinte, ein eigentliches Leiden sei nicht vorhanden. Sie sah in dem freundlichen Mediziner ihren Retter, der ihr die schwere Erkrankung bestätigte, an die sie im Gegenzug zu den anderen immer geglaubt hatte. Schon die Unwesenheit dieses zarten, fast weiblich-seinen kleinen Mannes mit den niedlichen, gepflegten Händchen übte eine beruhigende Wirkung auf sie aus, denn sie fühlte sich sichtlich besser und beschloß, nachmittags sich doch noch im Rollstuhl fahren zu lassen.

Brunnen trinken war erst für den nächsten Morgen vorgesehen, und zwar sollte sie sich einen Becher Schloßbrunnen holen lassen.

Als ihr Zustand erledigt war, fragte der freundliche kleine Herr den großen Geheimrat, ob auch er sich nicht wohl fühle. Der lachte nur und meinte, das einzige wäre seine Wohlbeleibtheit, worauf auch ihm der Brunnen vorgeschlagen ward.

Der Gesellschaft halber beschloß der Geheimrat mitzutrinken.

Endlich wurde Mariechen hereingerufen. Ihre hochaufgeschossene, schmale Gestalt mit dem gerundeten Gesicht kam herein. Und jetzt — sei es die Reise, die veränderten Umstände, eine schlechte Nacht — kurz, sie war sehr bleich, fast wachsfarben.

Der Arzt lächelte. Er hatte es sofort. Der Typus der allgemeinen Mädchenkrankheit: Bleichsucht.

Aber er schritt zur Untersuchung. Der Geheimrat ging

so lange ins Schlafzimmer hinüber, und als er wiederkehrte, sagte ihm der kleine freundliche Herr händereibend: „Es ist nicht schlimm. Wollen Fräulein Tochter nur regelmäßig Brunnen trinken lassen; wollen mit einem Becher anfangen. Die Bleichsucht wird schon vergehen, wenn der Stoffwechsel erst in Gang kommt. Wollen aber ja darauf halten, daß Fräulein Tochter recht reichlich spazieren geht. Auch die Luft thut etwas.“

Dabei rieb er abermals die Hände und lächelte, daß er der Geheimräerin Herz noch mehr gewann.

Als er gegangen war, blickten die drei kranken Menschen sich an. Vater und Tochter lachten. Aber sie machten bald ein ernstes Gesicht, denn die Mutter sagte mit freudigem Ausdruck: „Nun werden wir alle schnell gesund werden. Ich habe es ja immer gesagt, daß Mariechen nicht gut aussah. Jetzt wird sie aufblühen wie eine junge Rose.“

Und als läge die heilende Wirkung schon in der Luft, entschloß sich die Geheimräerin doch zum Essen zu fahren, obgleich sie eigentlich erst nachmittags hinaus gewollt hatte.

Im Restaurant Pupp setzten sie sich an einen Tisch — der Dienstmänn mit dem Rollstuhl wurde in einer und einer halben Stunde wieder bestellt — und sie ließen Essen kommen.

Der Geheimrat beschloß seine Freiheit noch auszunutzen, ehe er Brunnen trank; denn der Kaiserliche Rat Herr Doktor Pernegger hatte eine strenge Diät vorgeschrieben und auf die schweren Folgen eines Fehlers aufmerksam gemacht.

Und da sie den ersten Tag in Karlsbad waren, so that er etwas, das ihm sonst im Restaurant widerstand: er bestellte in seiner Freude eine Flasche Heidsieck. Der Sektkrüppel schäumte in den Gläsern, und alle waren guter Laune. Der Geheimrat legte seine Hand auf die langen, schmalen Finger seiner Tochter und meinte, indem er sie freundlich ansah: „Nun, Mariechen, gefällt Dir's denn hier?“

Die Mutter aber blickte sie an, als wollte sie sagen: „Pas auf! Wir haben große Dinge mit Dir vor. Hier heißt es, Dich zusammennehmen.“ Und sie sagte mit Bedeutung: „Gebe Gott, sie möchte hier glücklich sein.“

Mariechen aber aß unbekümmert das knusprige, schöne Brot. Sie fühlte sich glücklich, sie wußte nicht, was sich denn eigentlich ändern sollte.

Nachmittags spielte die Musik des Regiments „Hoch- und Deutschmeister“. Die Familie setzte sich unter die schattenspendenden Bäume, im herrlichsten Sommerwetter an einen Tisch mit vier Plätzen, von denen einer frei bleiben mußte, als warte er auf den, der notwendig dazu gehörte, um die Familie zu ergänzen.

3. Kapitel.

Nun aßen sie regelmäßig bei Pupp, dann gingen sie nach Hause, und zum Nachmittagskonzert kamen sie wieder,

um sich wieder an einen Tisch zu setzen, an dem der leere Platz wartete. Mariechen gefiel es in Karlsbad sehr gut. Es war einmal etwas anderes, sie sah neue Menschen, — es war eine so wundervolle beschäftigte Beschäftigungslosigkeit.

Man ging zeitig zu Bett, denn am anderen Tage mußte man früh heraus. Die Mutter blieb liegen. Der Brunnen, der bei ihr schon Wunderdinge hat, wurde ihr ans Bett gebracht, obgleich er an ihrer Gewohnheit, sich auf dem Sofa zu pflegen, nichts änderte. Aber er machte sie müde, sie schlief sehr viel, und damit war sie zufrieden.

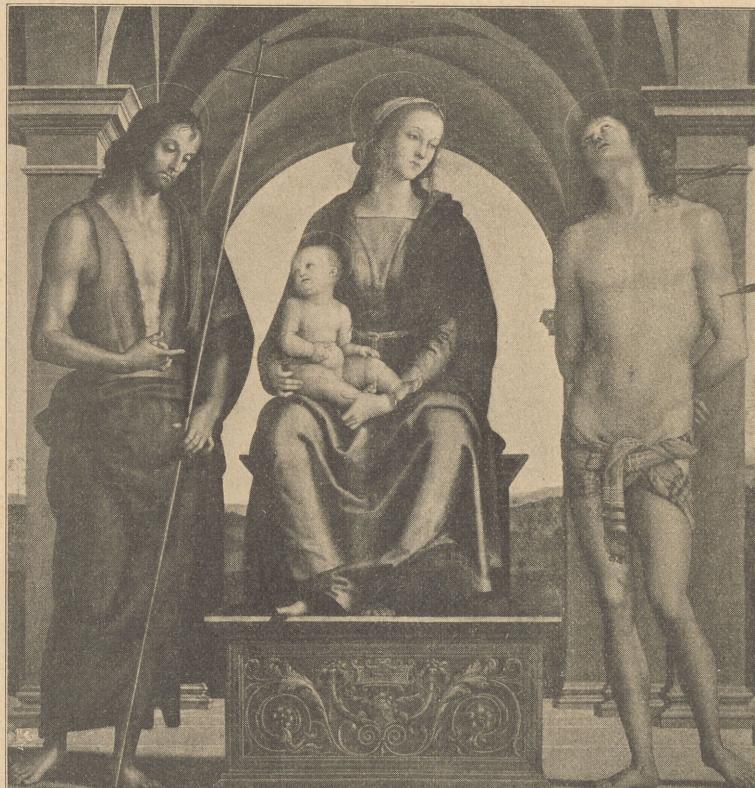
Die Chaiselongue wurde an das Fenster gerückt, und da das Erdgeschoß mit einem Laden darunter nur niedrig war, so konnte sie bequem auf die alte Wiese hinausblicken, unter den Bäumen hindurch; sie sah die Menschen an den Läden hin und her gehen, allerlei Typen: österreichische Offiziere, die im K. K. Badhaus wohnten, mit dem Regenschirm oder dem Stock, ohne Waffe, in den verschiedensten Uniformen, polnische Juden mit Peiteles in langen, schmierigen Kastans, elegante alte Herren mit gefärbtem Schnurrbart und weißen Gamaschen, junge Frauen, die gern ihre Toiletten zeigten, die Gelegenheit benutzten, sich bei der Modistin neue Kleider machen zu lassen, oder sich im Konfektionsladen gegenüber — den die Geheimräerin immer beobachtete — einen durchaus notwendigen neuen Umhang zu kaufen, einen Hut, Handschuh und dergleichen.

Dann kamen Leute am Stock vorüber mit quittegelben Gesichtern, ernstlich krank, oder im Rollstuhl fahrend, neben dem ein Angehöriger ging.

Fast alle aber hatten den Becher in der Hand, am Riemen, in einem Säckchen; wie die Leute auf dem Theaterweg das Opernglas mit sich führten, so trug jeder sein Glas oder Porzellangefäß, um den heilenden Trank zu schlürfen. So gab es vom Fenster aus stets etwas zu sehen, und der Geheimräerin wurde die Zeit nicht lang. Wenn sie müde ward, was immer nach dem Brunnen einzutreten pflegte, so fielen ihr die Augen zu, und sie schlummerte ein.

Währenddessen ging der Vater mit Mariechen an den Schloßbrunnen. Er verließ mit größter Regelmäßigkeit das Haus, genau so wie er gewöhnt war, pünktlich in sein Büro zu gehen. Das Brunnentrinken machte er ab als Arbeit, als Pflicht, wie es der Beamte eben gewohnt war, das ganze Leben aufzufassen.

Allmählich waren sie von dem halben Becher bis zu zweien fortgeschritten. Dazwischen lag immer ein langer Spaziergang unter den Kolonnaden, wobei der Vater die Hände auf dem Rücken faltete und ein wenig im Kreuz liegend, weil der schwere Leib das Gleichgewicht erforderte, hinschritt, während ihm der Stock taftmäßig gegen die Waden pendelte. Mariechen ging daneben. Der Vater sprach nichts und sie auch nicht. Sie sah sich die Menschen an oder blickte auf das vorüberrauchende Wasser der Tepel hinans.



Madonna mit Kind und Heiligen. Gemälde von Pietro Perugino.
In den Uffizien zu Florenz.

Sie hatte gesunde Augen und eine gesunde Auffassung; sie, die allein war, die sich nie an andere angegeschlossen hatte, sah und merkte auf alles.

Sie beobachtete die kleinen Artigkeiten der Herren, die jeden Morgen dieselben Damen am Brunnen begrüßten, wie sie dienten und ein Stück nebenher gingen, halb zur Seite gewendet, jeden Augenblick bereit, stehen zu bleiben, wie sie Blumen kaufsten und die den Damen anboten. Sie hörte, was andere Leute neben ihnen sprachen. Immer dasselbe: wie der Brunnen gewirkt, ob er anschlüsse, welcher der beste sei? Ewig die gleichen Worte: „Warum trinken Sie nicht Sprudel?“ — „An Ihrer Stelle würde ich auch nachmittags noch einen Becher trinken. Man ist nun einmal hier.“ — „Halten Sie auch gut Diät?“ — „Frühstückt Sie im Posthof?“

Und in ihrem klugen kleinen Mädchenkopf stellte sie sich das alles zusammen, beurteilte die Menschen und machte sich ein Bild von all dem Leben und Treiben. Nur wenn Offiziere vorbeikamen, die jedem Mädchen ins Gesicht sahen, blickte sie geradeaus, bekam etwas Herbes und Abweisendes, ward noch gerader und schmäler.

Ein paar alte Herren dagegen oder Keranke, die geführt wurden oder im Rollstuhl fuhren, betrachtete sie ängstlich mitleidig und machte ihren Vater ab und zu darauf aufmerksam.

Der wurde dann herzlich und pflegte seinen Arm in den ihren zu schieben. Aber er hörte kaum zu. Er nickte, lächelte und dachte an ganz andere Sachen, denn auch hier verließ ihn nie das Bureau. Er interessierte sich für die Verkehrsanzlagen, für einen neuen Weg, der durch den Wald angelegt wurde, als ob er das zu bearbeiten hätte. Und wenn ihn dann Mariechen einmal etwas gefragt hatte und er aus seinen Träumen erwachte, pflegte er zu sagen: „Ja, weißt Du, Mariechen, ich sehe mir das hier genau an. Ich denke, wir können zu Hause auch etwas davon profitieren, obgleich im großen Ganzen bei uns zu Hause doch die Wege viel besser sind.“

Zwischen den beiden Bechern am Brunnen wurde immer ein langer Spaziergang in das schöne Thal hinaus gemacht. Dann gingen Vater und Tochter zu Friedel, der Delikatessenhandlung jenseits des Widders, kauften Schinken zum Frühstück, der vor ihren Augen geschnitten, gewogen und in Papier eingewickelt ward, und gingen zum Bäcker Mannl, um die Kipfel zu holen, die sie zum Frühstück aßen.

Das war regelmäßig dasselbe. Mariechen trug beide Tüten, beide Schinkenpakete; und das Ende davon war immer, daß sie zur Mutter hinaufgingen, um sie zum Frühstück abzuholen.

Jedesmal fragte dann der Geheimrat: „Willst Du den Rollstuhl haben? Kommst Du mit?“

Und jedesmal wendete sich die müde Frau am Fenster herum, hob die durchsichtige Hand mit den langen rosigen Nägeln, auf die sie viel Pflege verwendete, und sagte, indem sie sich über Stirn und Augen strich: „Mein lieber Fritz, ich glaube, ich bin heute zu müde.“

Darauf gingen Vater und Tochter fort. Die Geheimrätin blickte durchs Fenster; die beiden schritten über die Straße, stellten sich unter den Bäumen gegenüber vor das Schaufenster des Modewarenladens, blickten hinauf, und wenn sie die Mutter gesehen, nickten alle drei. Dann gingen Vater und Tochter mit Schinken und Kipfeln zum Posthof. Die Geheimrätin war kurz darauf eingeschlafen.

Am Morgen war immer ein großes Gewühl. Alles drängte um diese Zeit zum Frühstück. Nur einzelne, die schon ganzzeitig am Brunnen gewesen waren, kamen bereits zurück. Und beinah jeden Tag spielte sich, als sie durch das Puppische Etablissement gegangen waren und den Weg unter den Bäumen im wärmenden Geflirr der jungen Sonne hinschritten, die gleiche Scene ab. Der Geheimrat blieb mit einem stehen, hob die beiden Becher empor, die ihm an einem Riemen um den Hals hingen und bei jedem Schritt baumelnd leise aneinander klirrten, und sagte: „Herrgott! Ich wollte sie ja bei Mama liegen lassen.“

Doch er ließ sie niemals liegen, sondern nahm sie täglich mit zum Frühstück wie so viele andere. Es war hier ja gewissermaßen die äußere Marke, die die Berechtigung zum Dasein anzeigen.

Es war förmlich draußen. Im Posthof blühten die Kastanien, unter denen die Tische standen; zwei gedeckte Gänge, in deren einem ein Musiktempel war, zogen sich vom Haus herab. Aber der Geheimrat und seine Tochter setzten sich weit hinaus in die Anlagen, wo ein noch junges Bäumchen etwas Schatten auf einen Tisch warf.

Der Geheimrat liebte die Sonne und rückte im Sties, der zu seinen Füßen knirschte, den Stuhl ein Stück zurück, daß sie ihm auf den breiten Rücken schien. Mariechen aber war um ihren Teint besorgt und blieb im Schatten.

Der Geheimrat pflegte mit der Anna, die das Frühstück brachte, die sie vom zweiten Tage ab wiedererkannte, ja vom zweiten Tage ab wußte, daß er Thee und sie Kakao trank, manchmal kleine Scherzen zu machen.

Er rief sie, wenn sie in der Nähe war, er hielt sie beim Arm fest, daß sie nicht fortläufen und andere Gäste eher bedienen konnte, er nannte sie „meine liebe, gute, vortreffliche, ausgezeichnete Hebe“, was sie gar nicht verstand. Aber von dem Augenblick an, wo das Frühstück auf dem Tisch stand, sprach er kaum mehr ein Wort.

Das Paar aß schweigend den Schinken, stipppte die Kipfel in die Tassen, und wenn sie fertig waren, steckte sich der Geheimrat, der vorsichtshalber den Kaiserlichen Rat gar nicht gefragt hatte, ob er es dürfe, die gewohnte Cigarre an, ohne die er nun einmal nicht leben könnte. Dann lehnte er sich lächelnd hintenüber, blies die Rauchwolken zur Sonne hinauf und fragte, wie er täglich that: „Mariechen, meinst Du denn, daß Dir die Kur bekommt?“ — Oder: „Wir wollen uns nachher 'mal wiegen lassen. Ich hoffe doch, daß ich dünner geworden bin.“

Dabei griff er sich in Gedanken mit drei Fingern unter die Weste, um festzustellen, ob die Kur schon geholfen habe.

Das Mädchen aber saß da, machte stumme Beobachtungen, zählte, denn sie führte die Kasse, weil es ganz gut sei, wie der Vater sagte, daß sie sich bei Zeiten an Selbstständigkeit gewöhne, — in Wirklichkeit jedoch, weil das viel bequemer für ihn war.

Der Geheimrat ließ sich die Kursliste bringen und studierte eifrig jeden Namen, den Tag der Ankunft, die Wohnung. Und ab und zu, wenn er von jemand etwas wußte, nahm er den Kneifer ab, hauchte ihn an, putzte ihn mit einem Läppchen, das er immer bei sich trug, rieb sich die geröteten Augen und sagte dann zu seiner Tochter: „Denke Dir, Regierungsrat Keller ist auch da.“

Sie meinte: „Ach!“

Dann hatte er schon den Kneifer wieder aufgesetzt und las weiter. Er war so vertieft, daß er nicht merkte, wie plötzlich ein Herr von einigen dreißig Jahren mit einem rotblonden Schnurrbart an den Tisch trat und ihn begrüßte.

Mariechen mußte den Vater erst aufmerksam machen. Der legte die Kursliste fort, fuhr auf, erhob sich. Und der Aufkommeling sagte: „Guten Tag, Herr Geheimrat. Ich wollte Sie doch einmal begrüßen. Ich habe gelesen, daß Sie hier sind, aber ich sehe Sie zum erstenmal.“

Sie schüttelten sich die Hand. Und der Herr sagte: „Bitte, wollen Sie mich bekannt machen.“

Der Geheimrat, der immer ungeschickt bei solchen Gelegenheiten war, nannte richtig seine Tochter zuerst und machte dann eine Theaterbewegung mit der linken Hand und den Worten: „Herr Hauptmann Melzer.“

Mariechen war gleichfalls aufgestanden. Es war ihr so überraschend gekommen, daß sie leicht errötete. Und nun blieben die drei an dem kleinen Tisch stehen, Vater und Tochter die Hände aufgestützt, der Hauptmann gleichfalls ganz nah, so daß es fast aussah, als wollten sie mit den Köpfen zusammenfahren.

Sie machten ein paar allgemeine Redensarten, einigten

sich darüber, daß es hier sehr schön sei, befragten sich gegenseitig, welchen Brunnen sie tränken? Der Hauptmann erkundigte sich nach der Geheimräatin. Und endlich fragte der Geheimrat, nachdem für den Augenblick der Gesprächsstoff erschöpft war: „Sind Sie allein hier?“

„Jawohl, ich bin allein.“

Sie konnten nicht gut länger stehen bleiben, also meinte der Geheimrat nach einer Pause im Gespräch: „Wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen? Oder sind Sie auf dem Spaziergang?“

Hauptmann Melzer nahm an, holte sich von einem Nachbartisch einen Stuhl, und die drei setzten sich.

Es kam heraus, daß er einen tüchtigen Magenkatarrh hatte, den der Arzt jedoch glaubte, mit einer einzigen Karlsbader Kur beseitigen zu können. Der Hauptmann erklärte, es ginge ihm schon jetzt bedeutend besser. Er sah allerdings bleich aus, und man hätte ihn eher für einen Stubensitzer, etwa einen Juristen, gehalten. Nach einiger Zeit, nachdem die wichtigsten Karlsbader Punkte erledigt waren: wo man aß, welche Musik die beste wäre, wann wieder das Regiment, Hoch- und Deutschmeister konzertierte, wieviel Parteien es dieses Jahr schon gäbe, ob man baden solle oder nicht, ob sie schon die Sprudelversteinerungen gesehen hätten, daß das Theater ganz erträglich sei, — trat Stillschweigen ein. Der Hauptmann erhob sich und erklärte, er müßte den vom Arzt vorgeschriebenen Spaziergang machen. Auch der Geheimrat stand auf. Endlich folgte Mariechen. Sie stützten sich wieder auf den Tisch, der Hauptmann grüßte, der Geheimrat schüttelte ihm die Hand, Mariechen neigte mit einem kurzen Rück den Kopf, und Hauptmann Melzer ging davon.

Das Mädchen hatte sich schon gesetzt, als der Vater plötzlich auffuhr und dem Davonschreitenden nachrief: „Herr Hauptmann, wenn Sie sonst nichts Besseres vorhaben, vielleicht treffen wir uns 'mal im Konzert.“

Der andere kehrte zurück, grüßte und meinte: „Aber sehr gern. Ich habe ja hier überhaupt nichts vor.“

„Na, wissen Sie was, dann bestimmen wir doch gleich 'mal einen Ort.“

„Natürlich, sehr gern.“

„Na, zum Beispiel hier im Posthof.“

„Sehr gern.“

„Wie wär's denn heute? Aber heute ist allerdings Symphoniekonzert.“

Der Hauptmann lächelte: „Mich stört das nicht.“

Sie verabredeten, sich heute nachmittag im Posthof zum Konzert zu treffen. Der Hauptmann, der beide Hände in sorgsam zugeklopften wildledernen Handschuhen trug, nahm den Hut ab, der Geheimrat gleichfalls, Mariechen nickte, Vater und Tochter setzten sich, und der andere war verschwunden.

Nach ein paar Augenblicken meinte der Geheimrat: „Ein sehr netter Mensch der Hauptmann Melzer.“

Mariechen schwieg.

„Ich habe den Vater sehr gut gekannt. Er war Landgerichtspräsident in Zwickau.“

Mariechen schwieg.

„Mir gefällt der Hauptmann ganz gut.“

Mariechen schwieg.

„Ich denke doch, man mußte ihn auffordern. Es sieht sonst so unfreundlich aus.“

Mariechen schwieg.

„Die Mama wird ja auch ganz zufrieden damit sein. Ein bißchen krank sieht er aus, er hat so ein Stubenluft-Gesicht. Aber er soll jetzt zwei Monate keinen Dienst gehabt haben. Ein sehr tüchtiger Mensch, hat mir Oberst Krebs gesagt, sein Regimentskommandeur.“

Mariechen schwieg.

Ehe die beiden gingen, sah der Geheimrat noch schnell die Kurliste durch, um Hauptmann Melzer zu finden. Es war hier ein Sport, eine Beschäftigung für jedermann. Und er entdeckte, daß er einen Tag später angekommen sei, wie sie, worauf er, der noch keinen Bekannten getroffen hatte und sich doch

gern unterhielt, schmunzelnd die Hände rieb und während er den Stock nahm im Weitergehen sagte: „Da werden wir ja ziemlich die gleiche Zeit hier bleiben. Na, da wäre wenigstens ein Mensch da, mit dem man 'mal ein vernünftiges Wort reden kann.“

Mariechen schwieg.

4. Kapitel.

Mittags saßen sie wieder bei Pupp. Und als der Mann mit dem Rollstuhl nicht gleich erschien, bekam die Geheimräatin plötzlich Mut und kehrte, auf den Arm ihres Gatten gestützt, indem Mariechen vorsorglich auf der anderen Seite ging, um beispringen zu können, ruhig zu Fuß nach der Goldenen Gans zurück.

Es ging auch.

Die Geheimräatin war sehr erfreut, daß sie sich mit dem Hauptmann verabredet hatten. Und als müsse in Unbetacht der neuen Bekanntschaft Mariechen einen möglichst vorteilhaften Eindruck machen, befahl sie ihrer Tochter, das blaue Kleid anzuziehen, ohne ihr jedoch zu sagen, warum.

Als sie aber plötzlich dafür war, für Mariechen im Laden gegenüber noch schnell einen anderen Hut zu kaufen, sah sie der Geheimrat erstaunt an, als käme er auf einen Gedanken, rief sie ins Schlafzimmer hinaüber, schloß sorgfältig die Thür, indem er so geheimnisvoll und umständlich that, daß die Tochter unbedingt merken mußte, wie etwas Besonderes vor sich ging, und sagte dann zu seiner Frau: „Hör 'mal, Liebchen, streng' Dich nur nicht an. Der Hauptmann ist ein sehr netter Mann, aber er ist eine überaus leichte Fliege, soviel ich gehört habe.“

Der Geheimräatin durchsichtige Züge wurden ganz schlaff. Sie hatte alles Interesse verloren, wurde plötzlich müde, fand den Weg zum Posthof zu weit, fürchtete, sich in dem Symphoniekonzert zu langweilen, und erklärte mit einemmale, sie bliebe zu Hause, das Gehen vorhin hätte sie zu sehr anstrengt.

So begaben sich denn Vater und Tochter allein ins Konzert.

Als sie an den Posthof kamen, war beinahe noch niemand da, und das Konzert hatte noch nicht begonnen.

Die Tische warteten auf die Menschen. Erst als allmählich die Musiker ins Orchester traten, sich an die Pulte setzten und das Stimmen der Instrumente begann, erschienen von allen Seiten die Kurgäste. Als dann das Konzert anging, waren fast alle Tische besetzt.

Der Geheimrat hielt Umschau nach allen Seiten, wo der Hauptmann bliebe. Er kam immer noch nicht. Schließlich gab es in dem ganzen Garten des Posthofs keinen freien Platz mehr.

„Ob er uns nicht findet?“ sagte der Geheimrat zu seiner Tochter. Dabei erhob er sich in seiner ganzen Größe. Und im selben Augenblick kam auch schon Hauptmann Melzer, grüßte, bat um Entschuldigung, daß er verspätet sei. Er habe eben auf der Alten Wiese ein paar Bekannte getroffen, die auch in den Posthof hätten gehen wollen und nur noch ihre Überzieher holten.

Dabei nahm er Platz, nachdem ihm der Geheimrat die Hand geschüttelt und Mariechen ihn durch ein etwas steifes Kopfnicken begrüßt hatte.

Sie saßen so nahe an der Musik, daß man sich bei einem Forte schwer verstehen konnte, bei einem Piano aber, da es Symphoniemusik war, eine Unterhaltung ausgegeschlossen schien.

So schwiegen sie, lehnten sich in den Stühlen zurück und lauschten der Musik. Der Geheimrat rauchte seine Cigarre, Mariechen hatte die Hände gefaltet, und ab und zu ruhte der Blick des Hauptmanns auf ihr.

Erst in der Pause begannen sie zu sprechen. Aber der Geheimrat nahm Hauptmann Melzer derartig in Beschlag, daß Mariechen stumm dabei sitzen mußte. Da irrten zwei Herren zwischen den Tischen herum, die Überzieher über dem Arm. Sie blickten nach allen Seiten, als suchten sie

jemand, hielten die Kellnerin an, fragten etwas. Und schließlich nickten sie sich mit dem Hauptmann zu.

„Sind es Ihre Freunde?“ fragte der Geheimrat.

„Jawohl. Sie können wahrscheinlich keinen Platz mehr finden.“

„Wer ist es denn?“

„Ein Landrat von Giesebricht und sein Bruder Assessor von Giesebricht.“

Jetzt telegraphierten sich die Drei über die Tische hinüber. Die beiden Herren zuckten mit den Achseln und machten ein Zeichen mit der Hand, sie würden weitergehen. Der Hauptmann aber warf, indem auch er die Achseln zuckte, einen bedeutungsvollen Blick auf den Geheimrat und seine Tochter.

„Nun, wenn kein Platz ist, sollen doch die Herren an unseren Tisch kommen,“ schlug der Geheimrat vor. Da war

sich dahin, daß man es den meisten Patienten gar nicht ansähe, wie krank sie wären, und daß es eigentlich den Eindruck mache, bis auf die paar in den Rollstühlen, als läufen hier lauter gesunde Menschen herum.

Nun begann auch der Landrat zu sprechen. Er sah seinem Bruder gar nicht ähnlich, wozu aber vielleicht beitrug, daß er in hohem Maße die Gelbsucht hatte, so daß das Weiß in den Augen beinahe Quittensfarbe zeigte.

Er lächelte und meinte: „Na, die Herrschaften sind sehr freundlich. Aber ich dachte, mir sähe man es doch an. Meinen Sie nicht, gnädiges Fräulein?“

Sie war artig und fand, es wäre nicht so schlimm. Er aber winkte mit der Hand ab und machte eine kleine Verbeugung: „Ach, Sie sind sehr liebenswürdig, sehr liebenswürdig. Ich habe doch auch einen Spiegel zu Hause.“



Schleppangelfischer am Chiemsee. Nach dem Gemälde von Hans Pöck.

auch schon der Hauptmann aufgestanden, ging zu ihnen hinüber und kehrte einen Augenblick später mit den beiden zurück. Ein Vorstellen, Aufordern, Danken, Bekomplimentieren, Hin- und Herreden und schließlich Annehmen folgte. Dann saß Marichen mit den vier Herren am Tisch, und der Reihe nach bemühten sich die beiden Herren von Giesebricht und jetzt auch der Hauptmann Aufknüpfungspunkte zu finden. Natürlich wurde über Karlsbad gesprochen: über die Kur, welchen Brunnen sie tranken, wo sie wohnten, ob sie mit dem Essen zufrieden wären. Der Assessor, der ein ähnliches rötlches Schnurrbärädchen hatte wie der Hauptmann, meinte mit einer kleinen Verbeugung: „Mein gnädiges Fräulein, Sie sehen doch eigentlich gar nicht aus, als ob Sie Brunnen trinken müßten. Wirklich, so blühend!“

Marichen that plötzlich, als ob sie ernstlich krank wäre: „Aber der Brunnen thut mir doch sehr gut.“

Nun wurde das Gespräch allgemein, und sie einigten

Und nun flüsterte der Assessor, der neben Marichen saß, nachdem von anderen Dingen gesprochen wurde, ihr zu: „Mein Bruder ist in sehr gedrückter Stimmung. Darum war es sehr gut, was Sie eben gesagt haben. Denn man muß es ihm nur nicht zugeben. Ich bin nämlich ganz gesund und bin nur mitgegangen, weil der Arzt wünschte, daß irgend jemand mit meinem Bruder wäre.“

Sie sah an der Hand des Landrats einen Trauring und fragte, warum seine Frau denn nicht mitgehen könnte.

Assessor von Giesebricht flüsterte: „Mein Bruder ist Witwer.“

Nun fiel es erst Marichen auf, daß der Landrat schwarz gekleidet ging und auch der Assessor einen Flor um den Arm trug. Sie erkundigte sich, wann Frau von Giesebricht gestorben sei, und erfuhr: erst vor dreiviertel Jahren. Sie sprachen eine Weile davon mit gedämpfter Stimme, damit der Landrat es nicht hören sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Patriarchen von Jerusalem.

Von Lie. Dr. Karl Beth.

Schier unerschöpflich sind die Eindrücke, die der Europäer empfängt, wenn er elf Wochen durch die Lände Palästinas und Syriens zieht, teils längere Zeit am selben Orte verweilend, teils in rascher Folge auf einem aus Stein gerollt gewohnten Pferde Gaue und Ortschaften besuchend. In mannigfachster Art werden die Augen gefesselt, die Sinne gefangen genommen.

Sind es doch die verschiedenartigsten Interessen, mit denen eine Reise in die Gegenden des Orients unternommen werden kann, und verlangen doch die gemischtesten Gefühle einen rücksichtsvollen Platz im Herzen des Abendländers, den eine lang verhaltene Sehnsucht hinaus treibt. Die Zukunft jener Länder beschäftigt schon seit Jahrhunderten den Mann der Politik, und das kleinste Fleckchen Erde in jenen weiten Gebietskomplexen, die man bei uns gemeinhin mit dem Namen Orient belegt, ist im Stande, eine fieberhafte Unruhe in den Völkern des Westens und Nordens wach zu rufen. Der Dichter, dem in der Heimat der Faden abreißt, ist sicher, daß er dort ihn nicht erst zu knüpfen braucht — hunderftach reicht die Phantasie des Morgenlandes ihre zarte Seide ihm dar. Dem Künstler dehnt sich das Herz bei dem Gedanken an die schillernde Farbenpracht, an die eigenartigen, oft grotesken Formen, welche die Natur der Sonnenländer erfährt; in das Land der Seinen diese glanzvolle Majestät durch seine Muse hinüberzuzaubern, das gilt ihm wohl als seiner Mühe höchster Preis.

Sehr viele aber begegneten uns in diesen Ländern, die noch etwas anderes suchten. Sie thaten es zwar nicht jenen russischen Pilgern nach, die vor den Zinnen Jerusalems in die Kniee sinken, das Gestein und den Staub zu küssen, an dem ihnen die Heiligkeit Jehovas und seines Gesalbten seit zwei Jahrtausenden haftet. Gleichwohl waren es auch bei den Germanen, welche diese Straßen zogen, Regungen des heiligsten Gefühls, denen sie in seligster Zufriedenheit folgten. Das sind die erhabenen Seelen, denen es kein Ärgernis ist, daß die Landschaft, wo die heilige Geschichte spielt, ein gar so ödes Antlitz heute zeigt und ihre Bewohner oft einen so stumpfsinnigen Eindruck machen. Ihnen ist's genug, die Stätten zu sehen oder was von ihnen übrig blieb, die seit der Kindheit reinen Tagen aus der Erinnerung nicht weichen wollten.

Doch lassen wir für diesmal die Vergangenheit! Vor langen, langen Zeiten herrschten hier die Götter der Kanäiter — sie sind dahin. Der Gott der Hebräer zog mit seinem Volk ins Land; seine Propheten kämpften den hartnäckigen Kampf gegen die Baale und Alstarten der Phönizier und gegen den „Grenel der Ammoniter“ — ihr Werk ist gethan. Die Pharisäer lenkten Israels Religion, und der

Stärkere kam und machte ihnen den Garau — durch seinen Tod. Seine Apostel und Priester leiten heute die religiösen Interessen der Christenheit des Orients. Noch machen die Anhänger Muhammads den größeren Teil der Bevölkerung aus, ihnen gehören fast drei Viertel der Gesamtbevölkerung zu. Wir aber wollen nach den Christen in Palästina und Syrien uns umsehen und wollen mit ihnen Gemeinschaft pflegen. —

Einige Stunden des Vormittags hatte ich in der Bibliothek des griechischen Patriarchates zu Jerusalem gearbeitet,

als einer der zahlreichen dort angestellten Priester mir meldete, daß Seine Allheiligkeit der Patriarch meinem zuvor geäußerten Wunsche gemäß bereit sei, mich zu empfangen. Durch mancherlei Gänge und Treppen des großartigen Gebäudekomplexes gelangten wir in das vornehme Verwaltungsgebäude. Als wir die Treppe hinaufgestiegen waren, gewahrten wir sogleich in dem geräumigen oberen Flur etwa vierzig Männer und Frauen, die hier zu einer Messe versammelt waren. Es war die auf das Osterfest folgende Woche, in der noch die Hauptmasse der fremden Pilger in den Mauern der heiligen Stadt sich aufhält. Für diese, in Sonderheit für die Russen, wurde jene Messe abgehalten. Leisen Schritte schlichen wir an ihnen vorüber zum Eingang des großen Salons, in dem sich der Patriarch befand, und wurden sofort vor gelassen.

Mein Begleiter war einer der größten Theologen, wenn nicht der größte, den die griechisch-orthodoxe Kirche in der Gegenwart besitzt. Mit ihm war ich seit den ersten Tagen meines Jerusalemer Aufenthaltes befreundet, und da er des Deutschen ziemlich mächtig ist, der Patriarch aber außer dem



Damianos, Patriarch von Jerusalem.

Neugriechischen keine europäische Sprache versteht, so hatte er sich erbitten, zum Zwecke einer leichteren und geläufigeren Unterhaltung als Dolmetsch zugegen zu sein. Gern nahm ich diesen Freundschaftsdienst an von diesem Manne, der mit Recht seinen Namen Germanos trägt. Er nennt sich gern den „Mentor der Deutschen“ und ist für deutsches Wesen und deutsche Gelehrsamkeit hoch begeistert, seit es ihm vergönnt war, drei Jahre in Deutschland zu studieren. Von Leipzig ging er nach Erlangen, wo Caspari sein väterlicher Freund ward, und wo er zum Doktor der Philosophie promovierte, und der Zeit, da er in Berlin zu den Fürsten Harracks saß, gedenkt er mit erhabenem Gefühle. Noch in Deutschland weilend, erhielt Germanos Basilakis einen Ruf an die theologische Hochschule auf der Insel Chalki bei Konstantinopel, und hier bewährte er sich in dem Grade, daß man alsbald in ihm den geeigneten Mann erkannte, die palästinensische Hochschule der griechischen Theologie neu zu begründen. Diese Schule „zum heiligen Kreuz“ hatte mehrere

Jahre zuvor teils wegen Geldmangels, teils wegen eingerissener sittlicher Schäden geschlossen werden müssen. Im Jahre 1893 wurde sie von Germanos wieder eröffnet, und als eine Pflanzstätte gediegener Gelehrsamkeit stand sie in hohem Ansehen während der sieben Jahre, in denen jener Mann ihre Leitung in seinen Händen hatte. Seit 1900 befindet er sich in den intimeren Verwaltungsgeschäften des Patriarchats und ist als „Groß-Archidiaconus“ die rechte Hand des Patriarchen.

Damianos, der seit 1897 die griechisch-orthodoxe Kirche Palästinas regiert, hatte an diesem Morgen bereits den griechischen Konsul in Audienz bei sich, als wir eintraten. Die gewinnende Gestalt des 53-jährigen Patriarchen, auf dessen milden Zügen eine tiefe Seelenruhe liegt, erhob sich aus der Ecke des Diwans und kam uns mehrere Schritte entgegen. Freundlich streckte er die Hand nach mir aus, um mich nach europäischer Sitte zu begrüßen. Fast hätte ich mich gebeugt, um nach der Gepflogenheit der Orientalen seine Hand zu küssen; allein sein ganzes Benehmen schien vom ersten Augenblick an diese Devotion mir ersparen zu wollen, und so unterließ ich sie.

Nachdem wir uns auf zwei der zahlreichen Sessel, die

außer den an den Wänden herumlaufenden Diwans den großen Saal füllten und wie diese mit Staubdecken überzogen waren, niedergesetzt hatten, wurden die üblichen, Begrüßungsformeln ausgetauscht, mit denen es der Griechen wie der Orientale überhaupt äußerst genau nimmt. Hierbei konnte ich es nicht unterlassen, dem „allheiligsten Vater“ meine Freude darüber auszusprechen, daß ich das Glück gehabt, ihn selbst bei den hohen Osterfeierlichkeiten in

Funktion zu sehen. In der That, es war ein Genuss, diesen würdigen Damianos celebrierend zu beobachten. Während wir gewöhnlich im Gottesdienst der orientalischen Christen den mißstimmenden Eindruck erhalten, daß unter der Monotonie des Vortrags und dem gleichmäßigen Murmeln der Formeln der Ernst andächtiger Stimmung leidet oder gar schwindet, so verstand es Damianos, trotz seiner nur mäßig starken Stimme den einzelnen Säzen der Liturgie Nachdruck zu verleihen.

Während des größten Teiles des Jahres besorgt die übrige hohe Geistlichkeit den Gottesdienst in der Kirche zum heiligen Grabe. Der Patriarch ergreift nur bei besonderen Anlässen die Gelegenheit, seinen Gläubigen die Messe zu lesen. In der Osterzeit vor allem muß er öfters seines gottesdienstlichen Amtes walten. Bei der Morgen- und Abendmesse ist dann das „Katholikon“, der den Griechen allein gehörige prächtig geschmückte Raum in der Grabeskirche, dicht angefüllt von der zahllosen Menge. Alle stehen während der ganzen Feier, die oft an die zwei Stunden dauert. Auch der Patriarch steht in seinem Thronos, der an der rechten Seite, nahe der Bilderwand, sich befindet. Bei einer so großen und dichtgedrängten Menge kann es nicht ausbleiben, daß

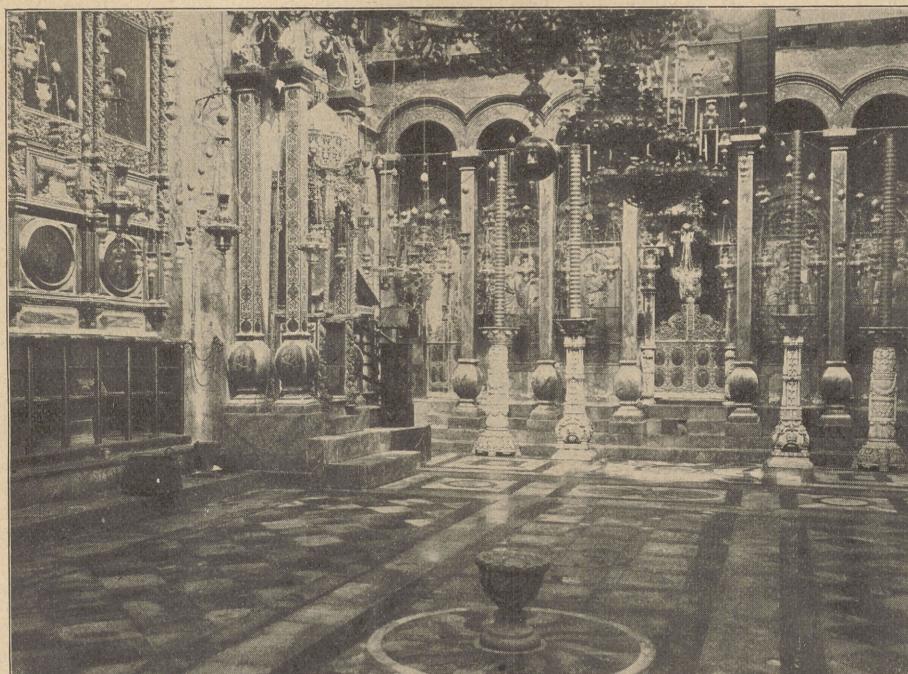
die Kawassen des Patriarchen, die betreßten Diener, bisweilen Ordnung schaffen müssen. Vor allem soll in der Mitte ein Gang frei gehalten werden für ungehinderten Ab- und Zugang; dieser Weg zwischen den Menschen führt an jenem beherartigen Aufsatz auf dem Fußboden vorbei, der einem jeden Besucher sofort auffällt. Es ist der „Mittelpunkt der Erde“, der sich in diesem Raum der Grabeskirche befindet. Neben ihm ist ein großer Blechständer aufgestellt, auf dem die von den Frommen gespendeten Botivkerzen brennen. Wie leicht kann es geschehen — und es geschah — daß, wenn auch hier die Massen sich zusammenschließen, die leichte Kleidung von den Flammen ergriffen wird. Deshalb stellt ein Kawaz die freie Bahn wieder her, mit seinem gewichtigen Machtsäule auf die Steinsiesen stampfend und so die Menge von seiner Gewalt überzeugend. Dann gleitet wohl einmal in Besorgnis der milde Blick des Patriarchen seitwärts über sein Volk.

An zwei Tagen der Osterwoche befindet er sich in seiner allerhöchsten Würde. Am Gründonnerstag celebriert er am frühen Morgen in einer kleinen Kapelle, die nach dem Apostel

Jakobos benannt und ebenfalls an die Grabeskirche angebaut ist, in eigener Person die Messe mit der versammelten hohen Geistlichkeit, und genießt gemeinsam mit dieser das Abendmahl. Nach beendeter Messe zieht man in einer Prozession hinaus auf den Platz vor der Kirche, die Aula. Eine zahllose Menge steht hier bereits seit Stunden, dichtgedrängt, Kopf an Kopf, mit Mühe durch die Polizei so weit in Ordnung gehalten, daß das erhöhte Podium in der Mitte des

Platzes unbehelligt bleibt. Alle Dächer ringsum, das muslime Minarett gegenüber, jedes Dachteil der Grabeskirche und jeder Aufsatz an ihren Mauern sind dicht mit Menschen besetzt; hoch oben wimmelt es ebenso von Volk wie unten; imposant und ängstlich zugleich sieht sich's von unten an, wie selbst europäische Frauen hoch auf den Dächern sich bewegen und dabei oft genötigt werden, die ihnen angeborene Grazie für den Augenblick ganz außer acht zu lassen.

Glücklicherweise hatten mir meine guten Beziehungen zum hohen Klerus die Vergünstigung verschafft, sowohl der vorangegangenen Messe im Allerheiligsten selbst beizuhören als auch danach in der Prozession mit hinauszuziehen, wo durch ich meinen weiteren Standort dicht am Podium bekam. Der Patriarch bestieg daselbe mit zwölf Metropoliten und Kardinälen. Der Chor sang die einleitende Hymne. Hoch an der Mauer, über dem Eingang des koptischen Klosters, war eine Kanzel angebracht. Von ihr herab las der Evangelist aus dem dreizehnten Kapitel des Johannesevangeliums den verbindenden Text aus dem Bericht der Fußwaschung, während die dreizehn auf dem Podium, Jesus und die Jünger darstellend, je ihre Worte sprachen und der Patriarch den Seinen die Füße wusch. Darauf stieg er herab



Das Katholikon in der Grabeskirche mit dem „Erdmittelpunkt“ im Vordergrunde.
Nach einer Aufnahme der „American Colony“-Jerusalem.

auf einen Teppich, der die Stelle des Gebets im Garten Gethsemane bedeutet; die drei vertrautesten Jünger waren bis auf die Stufen gefolgt und wurden von ihrem Herrn aus dem Schlaf geweckt.

Eine auf engstem Raum zusammengedrängte viertausendköpfige Menge, in der selbst die Kleinsten der Kleinen nicht fehlen, vermag natürlich keine Stille zu bewahren. Und wenn dann jeweils infolge des Andrangs der Hinteren die Cordons durchbrachen, entstand auch ein hastiger Wortwechsel, der die Reden der Hauptpersonen weit übertönte. Türkische Soldaten griffen ein, die Ordnung wieder herzustellen, dabei noch lauter sich gebärdend als alle anderen — das alles aber gehört hier mit zur Feier eines solchen Tages.

Hatte für diese Feier jedermann einen Platz im Freien zu bekommen gesucht, so drängte von jetzt ab die ganze Masse sich in der Kirche zusammen, viele mit der festen, auch durchgeführten Absicht, diese vor Beendigung der Feier des heiligen Feuers, die am Sonnabend Nachmittag stattfindet, nicht wieder zu verlassen. Alle Nischen sind nun mit Menschen vollgepfropft, flüchtige Gerüste von Holz werden an den Wänden aufgerichtet und für Münze verpachtet. In den ganzen weiten Räumen der Kirche auf, über, unter dem Erdboden, ist kein Fleckchen frei. Man schätzt die Fülle der Kirche auf dreißigtausend Köpfe an jenem Tage. Türkisches Militär ist stark aufgeboten, um die etwa ausbrechende Parteifeindschaft im Keim zu ersticken.

Der griechische Patriarch und ein Vertreter des armenischen befanden sich in dem Grabe Christi, das in der Mitte der Kirche ein Häuschen für sich bildet. Alles wartet gespannt auf den Augenblick, da aus einer Öffnung des Grabes das „heilige Feuer“ herausgereicht wird. Wir sitzen oben in der Loge des deutschen Konsulats und haben unsere Augen nach der anderen Seite schweifen lassen, wo das französische Konsulat seinen Sitz hat. Da bricht die Menge in ein wahnsinniges Freudengeheul aus: das heilige Feuer ist erschienen, und in zwei oder drei Minuten strahlt die große Kirche im Herzenmeer.

Damianos ist geistig sehr rege. Doch seinen Bewegungen merkt man das Alter an. Er stammt von der kleinasiatischen Küste. Einst war er ein kleiner Kaufmann in Smyrna. Nach dem Tode seiner Frau erst trat er ins Kloster und durchlief die Rangstufen des griechischen Klerus. Zu seiner nächsten Umgebung zählen noch einige hohe Würdenträger, mit denen wir jetzt einmal vergnügt zusammen sein wollen.

An einem Donnerstag morgens um zehn Uhr machten mir in meinem Quartier im deutschen Johanniterhospiz „die beiden Deutschen des Patriarchats“ als Vertreter des Patriarchen den Gegenbesuch. Außer dem bereits erwähnten Germanos Basilakis nämlich gehört zum Patriarchate noch der alte Archimandrit Germanos Apostolatos. Dieser ist ein freundlicher Greis, der etwas überaus Bärtliches in seinem Wesen hat. Rührend war es, wie er nach meinem ersten Besuche in seiner Wohnung mir nacheilte und mich zurückrief, um mir von den kleinen Beeten, die vor seiner Thür angelegt waren, ein paar Blumen zu überreichen. Er ist vor nunmehr anderthalb Jahren aus Konstantinopel nach Jerusalem berufen worden und bekleidet hier das wichtige Amt des Schatzmeisters. Bei ihrem Besuche überbrachten mir die beiden Freunde eine Einladung auf den nächsten Sonntag nach dem Kloster Bethanien.

Am Sonntag erschien bereits um neun Uhr ein Bote, der mich holen sollte, und um zehn Uhr saßen wir am Jaffathor in den vier Wagen, die uns auf den herrlichen Landstrich hinausbefördern sollten.

Fast drei Viertel der Stadtmauern muß man umfahren, vorbei am Damaskus-, Herodes- und Stephanstor. Dichte Staubwolken leiten das Vergnügen des Tages ein. Links lassen wir den Ölberg liegen mit der Himmelfahrtskapelle. Nach ihr fragt man die Griechen nicht gern, denn sie ist in mohammedanischen Händen, und nur gegen ein Trinkgeld —

seien es auch bloß zwanzig Para — zehn Pfennig — läßt der muslimische Kustos fremde Pilger herein. Die küssen drin am Fußboden das Marmorviereck, das eine Riesenfußspur umgrenzt, die der auffahrende Heiland als letzte Reliquie dem Erdewahn hinterließ.

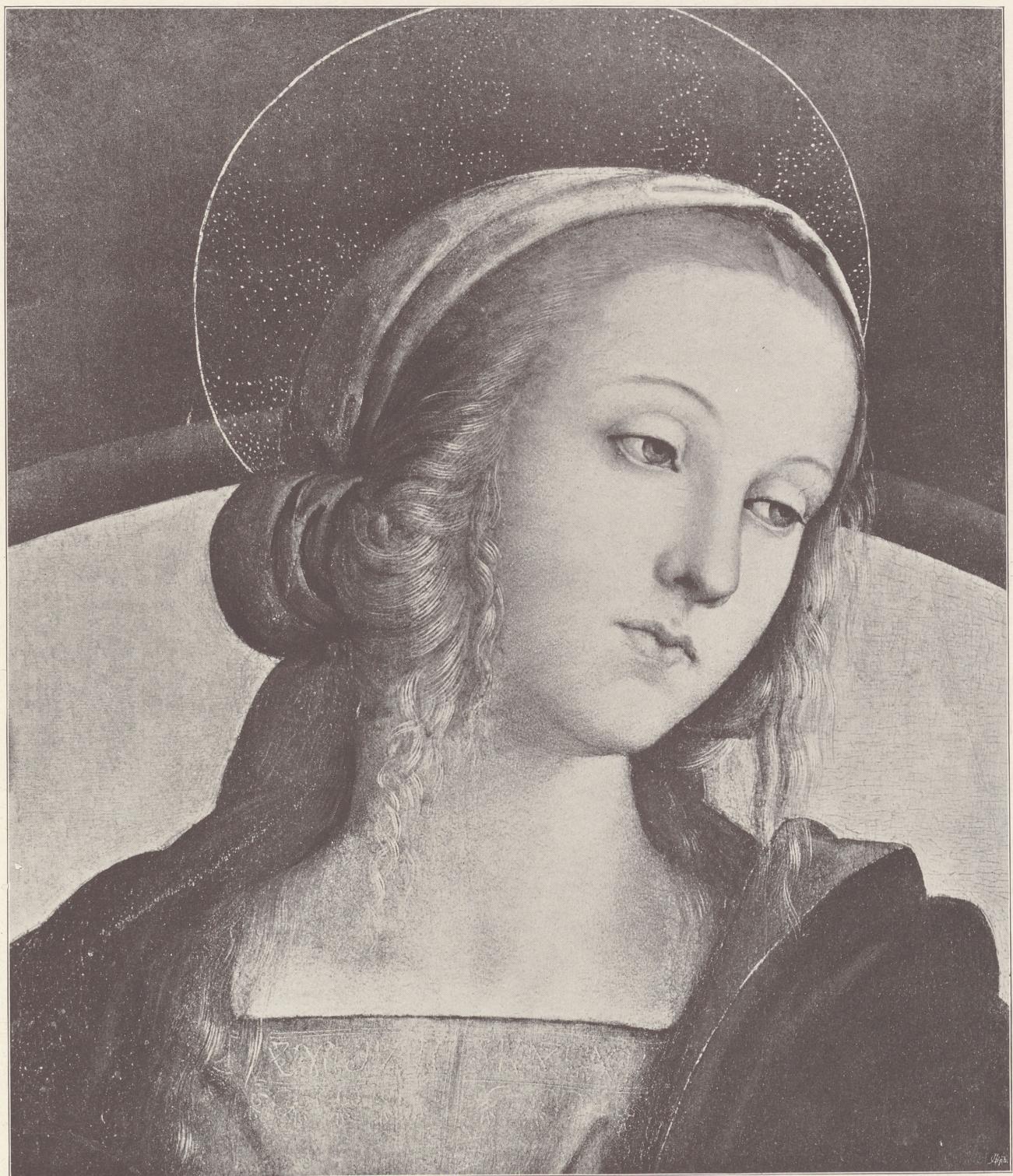
An den dunklen Cypressen von Gethsemane vorüber, die Straße nach Jericho entlang, rechts Thal oder Abgrund, links hohes Felsgestein. Nach einer Biegung der Landstraße erscheint schließlich das Dörfchen Bethanien, wohin einst Jesus aus dem Geräusch der Stadt so gern sich zurückzog in das befreundete Haus. Von Lieblichkeit ist jetzt nichts zu sehen, und die wenig glaubhaften Stätten, an denen das Grab des Lazarus und das Haus der Geschwister Maria und Martha sich befunden haben sollen, sind nicht geeignet, den Schmutz dieser vierzig muslimischen Lehmhütten anmutiger zu machen.

Desto freundlicher winkt uns alsbald auf einem Seitenwege das griechische Kloster Bethanien, dessen Mauern eine kleine Kirche und gut gepflegte Gemüse- und Weingärten einrahmen. Die einzigen Bewohner dieses Grundstückes sind der Verwalter und seine Gehilfen. Der vorausgefahrene freundliche Bibliothekar Kleopas empfing uns an der Pforte und meldete, daß alles bereit sei. In der Kirche wurde mir ein rund aus der Erde hervorschauender Stein gezeigt. Das ist die Stelle, wo Martha nach dem Tode des Lazarus den von Jericho heraufkommenden Herrn traf. „Damals war tiefe Trauer hier; jetzt aber sind die Leute im Dorf guter Dinge, und auch wir wollen fröhlich sein,“ so forderte einer meiner freundlichen Wirte mich auf, hinaufzugehen auf die Veranda des Hauses, wo bereits angerichtet war.

Nach den üblichen Begrüßungsgemüßen, die hier in allerhand Süßigkeiten, Fruchtgelee und dem arabischen Mastix-Likör bestanden, setzten wir uns zum Mahle, dessen Speisenfolge nicht un interessant ist. Zunächst reichte mir mein linker Nachbar, der Archimandrit Sophronios, den Fisch. Von diesem Tier standen fünf Arten zur Verfügung, die wir nach Möglichkeit durchzuskosten bestrebt waren: geräucherter Lachs, Olfardinen, Sardellen und zwei andere Arten konservierter Fische. Dann erhielt ich von rechts aus der Hand des alten Germanos Apostolatos die Cervelatwurst, die aus Bayern stammte, und der dritte Gang bestand in einer säuerlichen Rüdesuppe.

Die Einleitung zu den Fleischspeisen bildete ein herrlicher Kapaun, der sich vor den vielen Hühnern, die man sonst im Orient verspeisen muß, äußerst vorteilhaft auszeichnete. Die landesüblichen Artischocken (ein arabisches Wort: Erdgabel, denn sie sind eine Distelart), die zusammen mit einem kräftigen Fleischragout folgten, waren überaus zart. Obwohl es, wie hieraus bereits zu erkennen, an Würze und Abwechslung dem Mahle nicht fehlte, so trat doch die Würze der Reden hinzu; denn auch ein orientalisches Festmahl verläuft nicht ohne Toast und Gegentoast, und wenn der Europäer mit einiger Überzeugung das alte „ex oriente lux“ auf die Gegenwart anzuwenden sich getraut, so darf er gewiß sein, alle Gemüter in die heiterste Stimmung zu versetzen, die durch einen kräftigen Trunk feurigen Palästinaweins sich ohne Zweifel auf die oberste Sprosse der Leiter erhebt.

Jedoch unser Menü ist noch nicht beendet. Jetzt erhebt sich Herr Kleopas, denn herein tritt der Koch mit einem grandiosen Tablet, auf dem ein gebratener Hammel — mit Kopf und Schwanz — unter thunlichster Krümmung des Rückgrates Platz zu finden sich bemüht. Jetzt kommen wir ins Centrum der kulinarischen Studien. Herr Kleopas ist ein geübter Trancheur, auf den ein jeder sich verlassen kann. Er kennt auch bereits die besonderen Neigungen der einzelnen Brüder und weiß sehr wohl, welches Stück dem geldmächtigen Verwalter des Grabes schatzes, dem Skewophylax und Archimandriten Euthymios zukommt, der an Leibesfülle wie an ruhiger Gemütheit in diesem Kreise unerreichtbar ist. — Trotzdem der Anblick eines vollständig gebratenen Tieres, dem nur das Fell und die Gingeweide fehlen, für uns etwas ungewohnt ist — nur einmal war es mir bisher begegnet, daß mir in einem Dorfe der Magdeburger Gegend in ähnlicher



Kopf der Madonna aus dem Bilde: Madonna mit Kind und Heiligen. Von Pietro Perugino.
In den Uffizien zu Florenz.



Weise ein vollständiges gebratenes Kaninchen vorgezeigt wurde — so mundete dieser Gang allen gleich vortrefflich, und ich muß gestehen, daß mir im Orient nicht wieder so mürbes Hammelfleisch begegnet ist. Gefüllt war dieses Tier mit dem berühmten türkischen Pilaf, einem Gemisch von Reis, Rosinen und den gehackten edlen inneren Organen des Tieres.

Es folgten saure Milch, dann eine andere Art Pilaf, darauf Ananas und eine Grießspeise mit Zimmet. Als Nachtisch lächelten die frischen Wangen der Orangen uns an, und vier Sorten von Käse standen zur Auswahl bereit. Mit dem üblichen Täschchen Mokka war die Mahlzeit beendet.

Nicht immer lebt man so üppig, sagten mir die älteren Herren; aber zur Vorsicht haben wir ja die beiden großen Finanziers bei uns, da geht es schon.

Nach so reichlichem Mahle ist gut ruhen. Zu diesem Zwecke verteilte man sich auf die an die Veranda stoßenden Zimmer, die alle mit Diwans oder Betten versehen waren. Hernach feierten wir den Abschied von dieser traulichen Stätte bei deutchem Exportbier, machten noch ein wenig kräftige Politik, ließen Deutschland leben, die griechische Wissenschaft und das Patriarchat und überließen es den Rutschern, uns zurückzubringen.



Die Austreibung aus dem Tempel.
Radierung von Rembrandt vom Jahre 1635. (Erster Plattenzustand.)

⇒ Östermorgen. ⇒

Östersonne, sei gesegnet,
Heller Freudenschein der Welt,
Ist Dein Strahl doch dem begegnet,
Den des Grabs Macht nicht hält,
Und von seinem Angesicht
Nahm Dein Glanz das hellste Licht.

Und von Himmelskraft befügelt,
Küßest Du das öde Land,
Bis das Grab ringsum entriegelt
Und des Todes Hölle schwand.
Leben, Liebe, Kraft und Licht
Strömt von Deinem Angesicht.

Und Du dringest in die Herzen
Mit der Auferstehungsmacht,
Lösest Zweifel, Ängste, Schmerzen,
Leuchtest in die tiefste Nacht,
Und auf jedem Angesicht
Schimmert Licht von Deinem Licht.

Östersonne, sei gesegnet,
Glanz aus einer höhern Welt,
Ist Dein Strahl doch dem begegnet,
Den des Grabs Macht nicht hält;
Des Erstand'nen Angesicht
Leuchtet uns aus Deinem Licht!

R. Pfannschmidt-Beutner.

Frühling. Von Marie Scotta.

Wagen mit gelbem, duftendem Raps kamen heim und knarrten träge durch die dämmernde Dorfstraße. Die Schwäbchen schossen mit leisem Gezwitscher hin und her und suchten ängstlich die alten Frühlingsplätze. Kinder trieben sich in den Gassen herum; sie spielten und lärmten nicht mehr, sie fühlten nur eine unbewußte Lust am Leben, an der weichen, blühenden, müden Dämmerung. Hier und dort holte ein Mutterruf ein Kleines heim, und die Läden schlossen sich.

Auch die Hofthore wurden allmählich zugemacht. Das

Bieh zog müde von der Tränke nach dem Stall. Die Straße wurde leer und still. Aus manchen Häusern kamen murmelnde Stimmen, wie im Gebet. Einsam lag jetzt draußen die volle, sternlose Frühlingsnacht.

Hans Arnold trat in die Stube. Die kleinen Fenster standen noch weit offen. Er sah den letzten Tagesschein auf die Flachköpfe fallen, die erwartungsvoll auf der Bank saßen.

„Der Vater!“ sagte der kleine Hans mit Freude in der Stimme, und das Kathrinele kam auf ihn zugelaufen und



packte ihn mit beiden Ärmchen. „Musik, Vater!“ sagte es fast befehlend.

„Musik!“ tönte der Chorus bittend von der Bank.

„Schon recht,“ sagte Arnold und lachte zufrieden. Es war ihm immer eine Freude, wenn er sah, daß auch seine Kinder die Musik im Blute hatten — wie er sie hatte — wie sein Vater und Großvater sie gehabt. Ihnen allen ging die Musik wie ein breites, buntes Band durch die graue Einigkeit ihres Lebens. „Schon recht,“ sagte er und ging in die Kammer. Er fand in der Dunkelheit, was er suchte, trug es in die Boderstube und setzte sich auf die Bank.

Eine Harfe war es, aus unpoliertem Holz, alt, geschwärzt, vergriffen, plump und ohne jeden Zierat. Arnolds Großvater, der Büttner gewesen war, hatte sie vor beinahe hundert Jahren gebaut.

Die Kinder kamen und standen ehrfurchtsvoll herum. Sie betrachteten die Harfe ungefähr so wie die Muttergottesstatue in dem schönen Goldbrokatgewand droben in der Wallfahrtskirche.

Kathrinele tippte mit den Fingern daran.

„Pst!“ sagten die anderen und sahen sie doch voll Bewunderung an ob ihres Mutes.

Arnold spielte — einen Marsch nach dem anderen. Etwas anderes als Tänze und Märsche kannte er nicht. Er kannte kaum die Noten. Er spielte nach, was er auf Tanzmusiken, bei Vereinsfesten oder sonstigen Gelegenheiten, bei denen man Musik macht, gehört hatte.

Dann stellte er die Harfe weg, holte die Zither und spielte Tänze. Er hörte, wie sich all die kleinen Füße im Takte bewegten.

„Hol' Licht,“ sagte er.

Die Kinder stürzten zur Thüre — sie wußten, was das heißen sollte.

Bei der Ältesten fing er an. Sie konnte schon eine ganz einfache Melodie spielen: „Ach, du lieber Augustin“ und „Großer Gott, wir loben Dich“. Die Zusammenstellung wurde nicht nach dem Inhalt geordnet.

Eins nach dem anderen kam an die Reihe — mit mehr oder weniger Erfolg.

Zuletzt kam das Kathrinele. Die anderen verschwanden allmählich — sie wußten, beim Kathrinele dauerte der Unterricht lange. Sie waren nicht eiferfüchtig — es schien ihnen selbstverständlich, daß das Kathrinele etwas anderes sei als sie.

Arnolds Augen glänzten, während er die kleinen Finger seines jüngsten Kindes leitete — er setzte sein ganzes Können daran. Sie sollte ja so viel lernen. Alles lernen. Er wurde sich selbst kaum bewußt, wie sich in diesen allgemein gehaltenen Gedanken ganz leise ein Traum von Glanz und Größe stahl, den der stille, bescheidene Mann für sich selbst nie geträumt hatte.

Die Mutter steckte den Kopf zur Thüre herein.

„Es wird Zeit zum Abendbrot,“ sagte sie, „und das Kathrinele hat noch nichts gelernt für die Schule!“

Arnold biß sich, über sich selbst ärgerlich, auf die Lippen. Schon wieder! — Wie oft hatte er sich schon vorgenommen, strenger zu sein — gegen sich selbst in erster Linie, in zweiter auch gegen das Kind.

Er nahm ihre Händchen von der Zither weg. „Geh gleich lernen,“ sagte er.

Sie rieb den wirren Blondkopf an seinem Arme. „Noch ein bissel spielen, Vater,“ sagte sie schmeichelnd.

„Nein, nein,“ sagte er laut und energisch. „Am Sonntag spiel' ich Dir auch Deinen Lieblingswalzer,“ sagte er ihr leise ins Ohr.

„Die Ballkönigin?“ fragte sie und ließ von diesem Punkte die Kapitulation abhängen.

„Ja, ja — jetzt geh' nur.“

Während sie ihren Katechismus lernte, ging er fort — so weit, daß sie ihn nicht hören konnte — saß am Waldrand und blies Trompete. Drunter auf der Straße fuhren die schweren, ächzenden Lastwagen langsamer — das Peitschen-

knallen verstummte — Stimmen verstummten. Im Dorfe machte manch einer das Fenster auf.

Um anderen Tage gab Arnold keinen Musikunterricht. Das Kathrinele sollte besser für die Schule lernen. Und sie ausschließen, wenn die anderen spielen durften — das brachte er nicht übers Herz.

Sie schien auch keine Lust zu haben. Müde saß sie in einer Ecke.

In der Nacht weckte ihn die Mutter. „Vater, ich mein, das Kathrinele ist krank. Es schnauft so schwer, und Stechen hat's und so a Hiz.“

Arnold stand rasch auf und ging in die Kammer, wo die Kinder schliefen. Das Kathrinele warf sich in den rot- und weißgewürfelten Kissen herum und blickte angstvoll in die Luft. Der Vater fühlte die brennenden Händchen und horchte auf den mühsamen Atem.

„Ich hol' den Doktor, Mutter,“ sagte er und ging. Eine dumpfe Angst pochte dröhrend an sein Herz. Er hörte nicht darauf und lief so rasch er konnte. Aber es war eine halbe Stunde bis zum nächsten Städtchen.

Der Doktor setzte sich sofort auf sein Rad — Arnold mußte zu Fuß zurück. Als er in sein Haus trat, kam der Arzt gerade aus der Stube.

„Ja,“ sagte er und zuckte die Achseln, „man kann noch nichts sagen. Es ist eine Lungenentzündung — die kann so oder so ausgehen. Ich meine, das Kind ist nicht sehr kräftig?“

„Nicht sehr,“ sagte Arnold dumpf.

„Ja, ja. Also recht gute Pflege. Ich habe Ihrer Frau alles gesagt — komme morgen früh wieder.“

Arnold lief noch einmal ins Städtchen zurück — er holte die Pulver — holte Eis. Es war schon spät, man wollte ihm nichts geben, aber der Jammer in seinen Augen brach jeden Widerstand.

Dann saß er die ganze Nacht neben dem Bett, legte Eis auf den kleinen Kopf und gab die Pulver zur vorgeschriebenen Zeit. Die Mutter schlief — wenn er da war, brauchte es sonst niemand.

Als der Doktor früh wieder kam, schüttelte er den Kopf.

„Steht nicht gut,“ sagte er, „das Fieber läßt nicht nach — weiß nicht —“

Er gab sich keine Mühe, seine Besorgnis zu verbergen — Bauern sind ja nicht so empfindlich. Arnold stand ganz still dabei, mit grauen, verfallenen Zügen, die Mutter fuhr mit der Schürze nach den Augen, in der Boderstube drückten sich die anderen Kinder scheu herum.

Der Tag schlich dumpf dahin. Das Kathrinele rang nach Atem und sah dabei kläglich nach dem Vater hin, der doch sonst immer geholfen hatte.

Er schaute weg und biß sich die Lippen wund — er ballte die Hände, bis die Nägel ins Fleisch drangen.

Endlich hörte das Ringen auf — das kleine Gesicht wurde fahl, die Züge veränderten sich. Mutter und Geschwister standen umher und weinten.

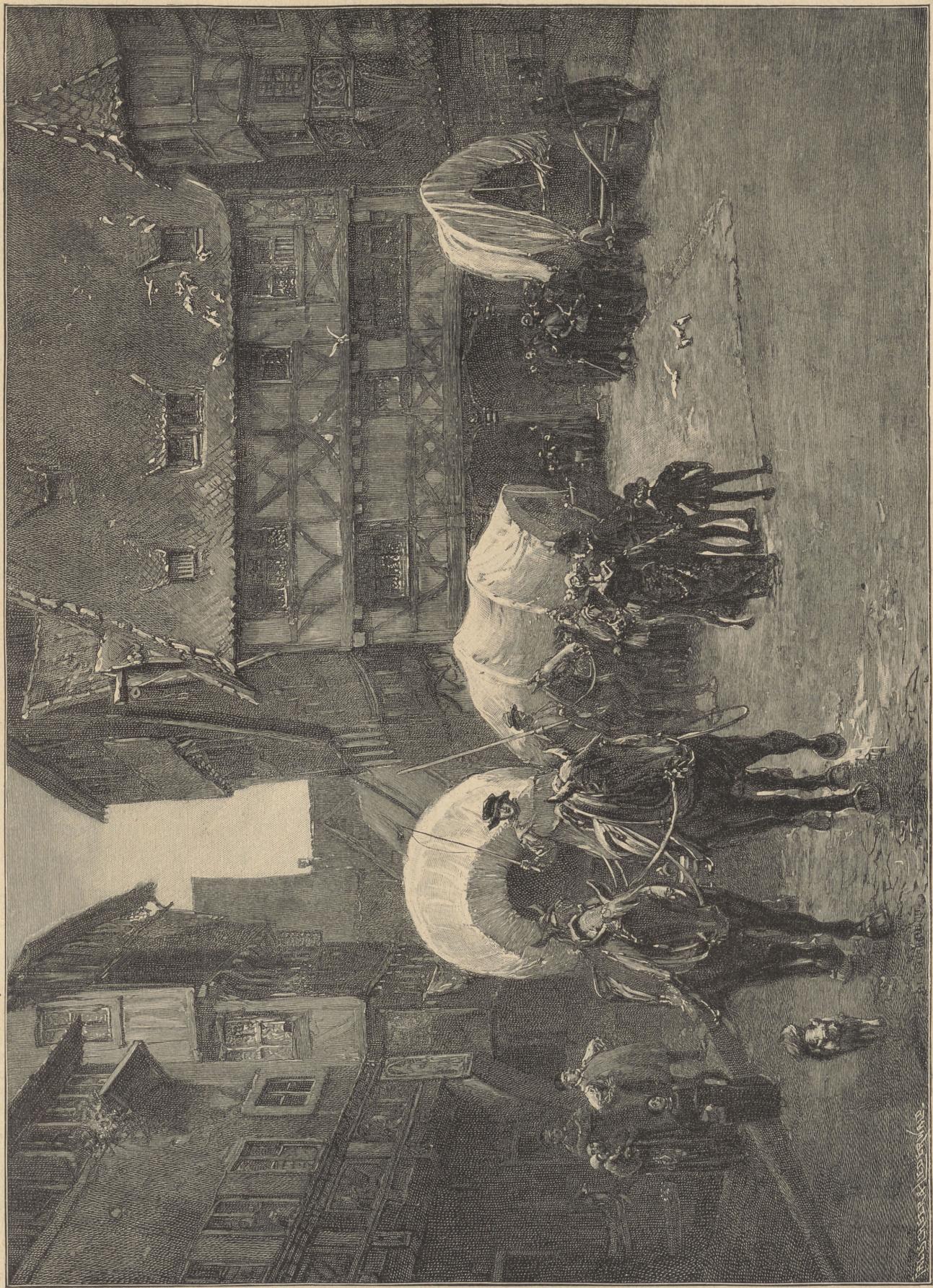
Das Kathrinele hörte nichts. Es sah nur immer wieder nach dem Vater. Der nahm es in den Arm und stützte es — er zitterte nicht.

Und plötzlich hörte auch das leise Röcheln auf. Ein seufzender Atemzug, und das Kathrinele fiel schwer gegen die Brust des Vaters — — —

Sie schickten ihn dann hinaus, die Frauen, die seinem Kind den letzten Dienst thun wollten. Er thut mechanisch, was man ihm sagt — nur kein Wort reden wollte er und keins hören — kein Bedauern, keine Klagen. Seine Frau jammerte und schluchzte und ließ sich von den Nachbarn trösten. Die Kinder gingen mit wichtigen Mienen herum und sahen etwas geringfhäzig auf die anderen herab, bei denen niemand gestorben war.

Als Arnold wieder herein kam, war die Kammer schon leer — das Bett war leer —

In einer unbewohnten Stube auf der anderen Seite des Hausesflurs lag jetzt das Kathrinele in einem langen weißen



Um der Zeit der Fugger. Nach dem Gemälde von P. Meisselchmidt.
(Photographie und Verlag von Franz Henßlängl in München.)

Hemd — auf den Kopf hatten sie ihm den Kommunionkranz der Ältesten gesetzt. Es sah so fremd aus — Arnold schauerte zusammen und ging rasch fort. Was sollte er auch da? Beständig gingen Leute ein und aus, denen das Kind nichts gewesen war, Leute, die sich hinstellten und beteten und weinten. Wenn sie geweint hatten, gingen sie wieder fort und schwärmten eifrig auf der Gasse. — Am anderen Tag war Sonntag — da bekam das Kathrinele noch mehr Besuch.

Arnold saß hinter dem Hause auf seiner Bank und starnte in die heiße Frühlingssonne. In seinem Gärchen blühten Goldlack und Narzissen — Bienen summten schwer durch die Obstbäume — Spazier pickten im Hof herum, und die Hühner badeten im Sand. Durch den Hausflur kam der Geruch der Kerzen, die bei dem Kathrinele brannten, bis heraus zu Arnold und lag schwer auf der stillen, sonnigen Luft.

Sie riefen ihn zum Essen. Er sagte nur „Ja, ja“ und blieb sitzen. Der Geruch der Suppe vermischt sich jetzt mit dem Kerzengeruch, und Löffelklapperin unterbrach die Stille. Ein Gefühl von Übelkeit kam über Arnold — er stand auf und ging bis an den Zaun — lehnte dort — starrte weiter in den Frühling hinein.

Als es zur Kirche läutete, ging er ins Haus zurück.

„Ich bleib' daheim,“ sagte er kurz, und alle gingen.

Dann wurde es still — still. Er schlich zum Kathrinele hinüber, nahm das Tuch von ihrem Gesicht und setzte sich neben das Bettchen. Heute sah sie nicht so fremd aus — es war ihm, als müsse sie gleich die Augen öffnen und die steifen, gefalteten Hände aus einander lösen.

„Kathrinele,“ sagte er unwillkürlich laut und erschrak vor dem Ton der eigenen Stimme.

Üblich fiel ihm etwas ein. Er ging hinaus und kam mit seiner Zither zurück.

Er hatte ja dem Kinde seinen Lieblingswalzer am Sonntag versprochen —

Sie konnte ihn gewiß hören — irgendwo. Er stimmte die Zither. Dann sang er an zu spielen —

„Die Ballkönigin,“ hatte das Kathrinele gesagt.

Ein Walzer muß flott gespielt werden, wenn er schön sein soll. Und so spielte er denn auch so flott er konnte, damit es dem Kathrinele recht gut gefallen solle.

Draußen waren Kinder herangeschlichen, und ein kleines Ding tanzte mit geschürztem Röckchen unter dem blühenden Kirschbaum. — Das Kathrinele regte sich freilich nicht. Aber es schien dem Vater, als husche ein Lächeln um den stillen Mund —

Vielleicht war es aber nur die große lichte Frühlingssonne, die zärtlich über das weiße Gesichtchen zitterte.



Arbeiterwanderungen in Deutschland.

Von Professor Dr. E. Francke - Berlin.

Die letzten Jahrzehnte haben in unserem Vaterlande eine Steigerung der Binnenwanderungen gebracht, die dem wirtschaftlichen und sozialen Leben der Nation ganz neue Züge aufgeprägt hat. An die Stelle einer starken Auswanderung nach überseeischen Ländern, die von 221 000 Personen im Jahre 1881 auf 22 000 im Jahre 1900 gefallen ist, trat eine gewaltige Verschiebung der Bevölkerung von Osten nach Westen, die um so größeren Umfang annahm, als gleichzeitig nicht nur die natürliche Vermehrung auf jährlich 800 000 Seelen stieg, sondern auch ein bedeutender Zugang aus den Nachbarländern stattfand. Besonders wurden die breitesten Schichten der Lohnarbeiter von diesem „Zuge nach dem Westen“ ergriffen. Die Freizügigkeit und die Eisenbahnen boten die Möglichkeit, diejenem Drange stattzugeben; neben ethischen Gründen, der oft nur unklaren, aber dafür mit der Kraft eines Instinktes wirkenden Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Teilnahme an den Kulturgütern, wirkten hier auch materielle, wie die Aussicht auf höheren Lohn, auf kürzere Arbeitszeit, allgemeine Besserung der Lage, Vergnügungs sucht, endlich nicht zum wenigsten tiefgehende Änderungen im Wirtschaftsleben.

Eine beispiellose Blütezeit der Industrie konnte nicht genug fleißige Hände zur Verfügung haben. Große Kanal-, Hafen- und Eisenbahnbauteile lockten Arbeiter aus entfernten Gegenden zu Zehntausenden an. Die großen Städte dehnten und reichten sich hier bis ins Unendliche. Die enorme Zunahme des Zuckerrübenbaus bedurfte der Arbeiter für einige Monate des Jahres in Massen, wie sie die bodenständige Bevölkerung nicht liefern konnte. Gleichzeitig machte die Einführung des Maschinenbetriebes in der Landwirtschaft anderswo Leute überflüssig. Wir sehen infolge aller dieser Umstände ein Auf- und Abwogen von Menschenströmen sich vollziehen, das einer wahren Völkerwanderung gleichkommt. Nur daß diese sich nicht, wie einst die großen Völkerzüge des Mittelalters, mit dem Schwerte in der Faust ihren Weg bahnen, sondern in stiller, rastloser Arbeit. Aber wenn auch oft unscheinbar und allmählich, bringen diese Binnenwanderungen doch bis in die Tiefe unseres ganzen Volkslebens reichende Wirkungen hervor. Auf einige solcher Erscheinungen sei in den folgenden Zeilen hingewiesen, die natürlich den Gegenstand nicht erschöpfen, aber doch vielleicht mit ihren Andeutungen wenigstens die Grundlinien des Bildes geben können.

Die Arbeiterwanderungen betreffen sowohl die Landwirtschaft als auch die Industrie. Sie vollziehen sich zum größten Teil in dem ständigen Zuge von Ost nach West, zum geringeren aber auch mit regelmäßigen oder stoßweise Rückwanderungen. Die bekannteste Erscheinungs-

form dieser letzteren ist die „Sachsenwägerei“. Die Verwendung von Wanderarbeitern in der Landwirtschaft ist zwar in Deutschland seit Jahrhunderten üblich; von jeher gaben vorübergehend Gegenden mit geringer Bodenkultur ihren Überfluß an Arbeitern an reicher besiedelte ab. Jedoch erst die gewaltige Ausdehnung des Hackfruchtbauens, insbesondere zum Zweck der Zukergewinnung, hat den starken Zufluß von Arbeitern veranlaßt, den man Sachsenwägerei nennt, weil der Anbau von Zuckerrüben in der Provinz Sachsen und den angrenzenden Gebieten vor allem blühte. Man nennt diese Wanderarbeiter aber auch Aufstänger, Schnitter, oder nach der Gegend, woher sie kommen, Landsberger, Schlesier, Eichsfelder, Gotsier, Pommern etc. Vor zehn bis fünfzehn Jahren kamen, nach den grundlegenden Untersuchungen Haegers, die Sachsenwäger hauptsächlich aus den Provinzen Schlesien, Posen, Westpreußen, Brandenburg, aus dem Eichsfelde, in geringeren Mengen auch aus Pommern. Ihre Gesamtzahl wurde damals schon auf etwa 100 000 geschätzt. Vorwiegend stammten sie aus Bezirken mit unergiebigem Boden und vieler Kleingrundbesitz, wo die eigenen Grundstücke den Besitzern nicht genügend Ertrag für die Familie bieten und daher die jüngeren Leute sich anderweit nach Verdienst umsehen. Meist sind es weibliche Personen, vielfach junge Mädchen, die unter Führung von Agenten oder älteren Leuten aus ihrer Mitte im Frühjahr nach der Provinz Sachsen, nach Anhalt und Braunschweig, aber auch weiter nach Westen und Süden ziehen, um dann im Herbst mit ihrem Verdienst nach der Heimat zurückzuwandern.

Aber dabei ist es nicht geblieben. Der Aufschwung der Industrie und das Wachstum der großen Städte haben wie die stärksten Magnete auf die ländliche Bevölkerung und vor allem auf die ländlichen Arbeiter genirkt. Es trat in weiten Gebieten Deutschlands, namentlich im Osten, ein Mangel an Arbeitskräften, eine „Leutenot“ ein, wie sie noch nie dagewesen ist. Dazu kam die Einführung von Maschinen, die zwar für den größeren Teil des Jahres Arbeiter entbehrlich machen, für gewisse Zeiten aber einen verstärkten Bedarf an Händen erheischen. Die „Sachsenwägerei“, diesen Namen im weitesten Sinne gebraucht, stand immer mehr Eingang, immer größere Verbreitung. Neue Bezugssachen mussten erschlossen werden. Zu den deutschen Inländern, allerdings vielfach polnischen Zunge, gesellten sich in wachsenden Scharen Ausländer aus den Nachbarstaaten, vor allem aus den östlichen, wo wegen des extensiven Betriebes nur eine geringe Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitern herrschte, der Lohn gering, die Lebenshaltung niedrig war. In dichten Haufen kamen Russisch-

Polen, Czechen, Galizier, aber auch Italiener herein, wurden mit offenen Armen von den Gutsbesitzern und Pächtern aufgenommen, blieben anfangs nur während der Zeit der Bestellung der Fluren und der Ernte, später aber wurde auf Drängen der Landwirte die Erlaubnis für diese ausländischen Wanderarbeiter zum Verweilen im Deutschen Reich vom 1. Februar bis zum 20. Dezember jeden Jahres festgesetzt, so daß sie jetzt bloß sechs Wochen alljährlich in ihrer Heimat zurückbringen müssen. Die Zahl der gesamten landwirtschaftlichen Wanderarbeiter wird jetzt von Frhr. v. d. Goltz auf vielleicht 300 000 geschätzt; genaue Zählungen liegen nicht vor.

Aber selbst dieser Massenzug kann die Lücken nicht ausfüllen, die die Abwanderung vom Lande nach den großen Städten und den Industriezentren gerissen hat. Dies Scharen ziffermäßig vollständig zu erfassen, ist leider nicht möglich, da die Statistik uns hier zumeist im Stiche läßt. Aber Anhaltspunkte für ihren Umfang gewinnen wir doch aus verschiedenen Angaben über das Anwachsen der fremdsprachigen, namentlich der slavischen Elemente in ursprünglich ganz oder fast rein deutschen Gebieten: 1861 waren im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbezirke überhaupt noch keine Polen; 1891 betrug ihre Zahl schon 30 000, darunter 3800 Bergleute, 1899 aber gab es dort an 70 000 polnische Arbeiter und einschließlich ihrer Familienangehörigen 255 000 Polen. Sie haben eigene Kirchen, eigene Schulen, Zeitungen und Reichstagskandidaten. Daneben halte man die Thatsache, daß im Jahre 1900 aus der Provinz Polen allein mehr als 42 000 Arbeiter abgewandert sind, die an anderen Orten Beschäftigung suchten. Berlin, das vor zehn Jahren nur 12 000 polnische Einwohner hatte, ist jetzt mit 70 000 eine der größten polnischen Städte. In manchen Gemeindeschulen Charlottenburgs ist der zehnte Teil der Schulkinder polnisch. Im Königreich Sachsen werden in guten Jahren schätzungsweise mindestens 50 000 Czechen beschäftigt, zumeist als Bauarbeiter, Schneider, Schuhmacher. Und zu dieser Bölfewanderung der Slaven gesellen sich die Italiener, die in Baden, Elsaß-Lothringen, den Rhein hinunter, ferner in Bayern Unterkunft suchen, aber auch nach Thüringen und weiter nach Norden ziehen. Im letzten Frühjahr wurden auf der Arlbergbahn allein über Innsbruck nach Bregenz 37 000 italienische Arbeiter befördert, die Gesamtzahl dieser Zugvögel wird wahrscheinlich noch sehr viel höher sein. In den Reichslanden und Baden wird ihre Menge auf mindestens 50 000 geschätzt.

Schon diese paar Ziffern werden genügen, um ein leidlich deutliches Bild von dem Umfang dieser Arbeiterwanderungen in Deutschland zu geben. Welches sind nun ihre Wirkungen in wirtschaftlicher, sozialer und nationaler Hinsicht? Manche Beurteiler verdammen sie kürzest, und auch wir sind der Ansicht, daß, im ganzen genommen, die üblichen Folgen die heilsamen weit überwiegen, aber man soll doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, sondern neben den tiefen Schatten auch auf manche Lichttheiten hinweisen.

Da ist denn im Hinblick auf die wirtschaftlichen Folgen der „Sachsgängerei“ zu betonen, daß ohne das Zuströmen großer Arbeitermassen die Landwirtschaft im Osten Deutschlands kaum mehr im Betrieb zu erhalten wäre — wenigstens in der Gegenwart, mag auch eine fernere Zukunft durch innere Kolonisation, wachsende Verwendung von Maschinen und Verschlagen von Latifundien in Bauerngüter eine bessere Lösung finden. Auch der Rübenbau in Mitteldeutschland bedarf der Wanderarbeiter, und für manche andere Erntearbeiten werden sie gleichfalls zur Zeit nicht zu entbehren sein. Für Bauten aller Art, Häuser, Eisenbahnen, Kanäle, Erdarbeiten, ent-

wickeln namentlich die Italiener große Geschicklichkeit. Die Blüte der Industrie hätte ohne den massenhaften Zuzug Fremder sicherlich nicht aufkommen können, Bergbau und Eisenindustrie hätten ohne diese Vermehrung der Arbeitskräfte sich nie so gewaltig entwickelt. Soweit die Wanderarbeiter deutsche Reichsangehörige sind, kommen ihre in der reicheren Fremde gemachten Ersparnisse auch ihrer ärmeren Heimat zu gute. Die Ausländer freilich, die Russen, Polen, Czechen, Galizier, Italiener tragen uns jährlich Dutzende von Millionen mit ihren gesparten Löhn aus dem Hause. Dazu tritt noch der Übelstand, daß sie bei Krankheit oder Arbeitslosigkeit den Gemeinden zur Last fallen, viele Mühe und namhafte Kosten verursachen.

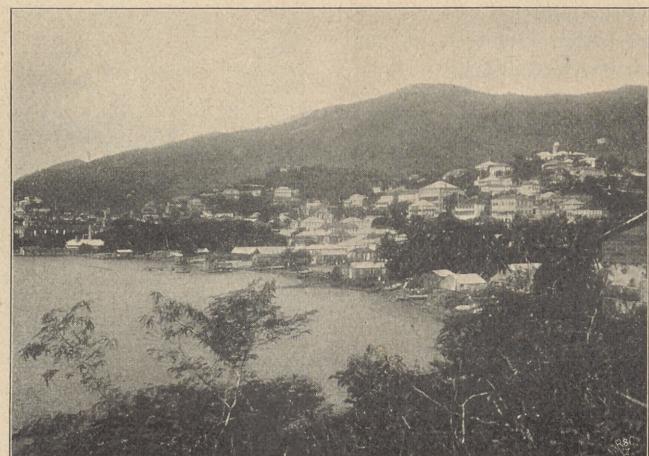
Weit größer als die wirtschaftlichen erscheinen uns die sozialen Nachteile der Arbeiterwanderungen. Gewiß ist, daß manche und namentlich die besseren Elemente in den Gegenden höherer Kultur sich auch vereideln. Aber zumeist drücken die Massen der Eingewanderten mit ihrer niederen Gesittung auf die Einheimischen, verschlechtern die Löhne und die übrigen Arbeitsbedingungen, verdrängen die bodenständige Arbeiterbevölkerung; mit ihrer tieferen Lebenshaltung stecken sie förmlich die Umgebung an. Ihre Gewohnheiten wirken oft verderblich, nicht nur weil sie fremd und eigenartig sind, sondern weil sie schlechter sind; Trunksucht, Roheit, Fälschorn sind verbreitete Laster. Daß Anstand und Sittlichkeit bei Wanderarbeitern, namentlich auf dem Lande, wo sie vielfach in notdürftigen Behausungen wohnen, bisweilen ohne Trennung der Geschlechter schlafen müssen, oft in die Brüche gehen, ist nur zu begreiflich. Allgemein ist die Klage über leichtfertigen Vertragsbruch der Wanderarbeiter. Hier liegen unzweifelhaft große Gefahren für unser Volksleben, die kein wirtschaftlicher Gewinn aus der Verwendung von Wanderarbeitern aufwiegen kann.

Und dazu tritt das nationale Element! Man kann darüber streiten, inwieweit eine Abwanderung der polnischen Bevölkerung des Ostens nach dem Westen Deutschlands eine Berücksichtigung und Aufsaugung in rein oder ganz vorwiegend deutschen Landesteilen bewirkt. Das wird vermutlich da der Fall sein, wo die Polen und Czechen in einer hoffnungslosen Minderheit bleiben. Aber schon solche Massenanammlungen, wie im Ruhrgebiet und in Berlin, führen zur Entstehung von Herden der polnischen Leidenschaft. Viel schlimmer aber ist es im Osten selbst, wo durch fortwährende Nachschübe aus slavischen Ländern die deutsche Vormacht auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens um so mehr untergraben wird, als auch die einheimische Bevölkerung polnischer Zunge numerisch immer wächst, wirtschaftlich erstaunt, in deutschfeindlichem Nationalismus sich fanatisch gebärdet. Sogar so warme Freunde der Landwirtschaft wie Max Sering denken aus diesen Gründen an eine Sperrung der Ostgrenze gegen die fremden Wanderarbeiter. Zum Erfolg müßten dann jetzt freilich Arbeitermassen umgekehrt von den Städten des Westens nach Ostseebien zurückwandern. Aber werden sie das auch nur in Zeiten einer industriellen Krise, wie der gegenwärtigen, thun? Neuerdings wird freilich vereinzelt von einem solchen „Zuge nach dem Osten“ erzählt, und man bemüht sich, die Zurückgekehrten durch langfristige Kontrakte an die Scholle zu binden. Aber das sind doch nur Tropfen auf den heißen Stein, und so werden wir, trotz Arbeitermangel auf dem Lande und Arbeitslosigkeit in den Städten, vorderhand wohl noch die „Sachsgängerei“ weiterbestehen sehen. Möge es nur gelingen, die schlimmsten Auswüchse dieser modernen Bölfewanderungen zu beseitigen!

Die dänischen Antillen.

Von Dr. Reinhold Ruge. Mit sieben Abbildungen.

Die dänischen Antillen haben während der letzten dreißig Jahre ein recht stilles Dasein geführt. Europa hatte sie so ziemlich vergessen. Nur dann, wenn sie einmal von einem jener furchtbaren Wirbelschlüsse, die in den Monaten August, September und Oktober die westindische Inselwelt bedrohen, besonders schwer heimgesucht worden waren, sprach man vorübergehend von ihnen oder fand eine kurze Notiz über die angerichteten Verheerungen in den Tagesblättern. Im übrigen merkte man nichts von ihrer Existenz, denn sie lagen nicht nur in politischer, sondern auch in geschäftlicher Stille. Und doch haben diese kleinen Inseln Seiten gesehen, die an die



Blick auf Charlotte Amalie (St. Thomas).

Blüte Perus vor dem chilenisch-peruanischen Kriege erinnerten. Zur Zeit der Segelschiffahrt lag der Hauptsafen von St. Thomas, Charlotte Amalie, so voller Schiffe, daß manches Schiff keinen Platz mehr innen finden konnte und außerhalb des Hafens ankern mußte. Da kostete eine Flasche Flensburger Bier, wenn sie gut war, 10 Schilling, wenn sie mäßig war oder nach dem Pfeffersalz roch, 5 Schilling, und wenn sie sauer war, 2 Schilling! Das waren Zeiten, von denen die Einwohner von Charlotte Amalie nur mit der größten Wehmuth sprechen — denn jetzt ist der Hafen öde und leer, und selten liegen mehr als ein oder zwei Dampfer zu gleicher Zeit im

Hafen. Diesen furchtbaren geschäftlichen Niedergang hat nicht etwa die Faulheit der Bevölkerung oder eine ungünstig wirkende



Blick auf den Hafen von Charlotte Amalie (St. Thomas).

Maßnahme der Regierung, sondern der Dampf verschuldet.

In St. Thomas weht nämlich etwa an 360 Tagen im Jahre Ostwind. Die günstigste Reiseroute von Europa nach Westindien führte also zur Zeit der Segelschiffahrt auf dem Wege des ewigen Ostwindes, und dieser ging direkt auf St. Thomas los. So kam es, daß der ganze Frachtverkehr von Europa nach Westindien über St. Thomas geleitet wurde. Hier sammelten und staute sich alle die für Westindien bestimmten Waren, um später durch den Lokalverkehr nach den verschiedenen Plätzen Westindiens weiter verschifft zu werden. Jetzt bringen die Dampfer, deren Reiserouten unabhängig von besonderen Windrichtungen sind, die Waren von Europa direkt nach allen Punkten Westindiens, und St. Thomas versank in Armut.

Es wäre geschäftlich wohl ganz zu Grunde gegangen, wenn es nicht ein Knotenpunkt für die westindischen Kabel gewesen wäre und die Hamburg-Amerika-Linie ihre Station dort nicht beibehalten und vergrößert hätte. Dieser deutschen Dampfergesellschaft verdankt St. Thomas zur Zeit seinen Hauptgeschäftsverkehr. Aber trotzdem blieb es still von den dänischen Antillen, bis im vergangenen Jahre das schon öfter aufgetauchte Gerücht, die Vereinigten Staaten von Nordamerika wollten diese Inselgruppe von Dänemark käuflich erwerben, festere Gestalt annahm. Inzwischen haben die Tagesblätter gemeldet, daß der Verkauf perfekt geworden ist, und es hat daher einiges Interesse, sich das Verkaufsobjekt einmal etwas näher anzusehen.

Die dänischen Antillen bestehen aus den drei Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John. Sie liegen unter 18° n. Br. Der Boden besteht aus Korallenkalk, und das mag wohl der Grund sein, weshalb trotz reichlichen Regenfalls und tropischen Klimes die Vegetation nicht tropisch üppig ist. Namentlich an den Berglehnen findet man nur trockenen Buschwald. Die Hitze — sogar im Dezember und Januar herrscht eine Durchschnittstemperatur von 27° C. — ist so lange erträglich, als der Nordostpassat weht. Sobald der ausscheidet, wird es unerträglich schwül. Dazu kommt, daß die nächtliche Abkühlung fehlt, weil die kleinen Inseln wie in einem permanenten Warmwasserbad liegen. Denn das umgebende Meer hat selbst im Winter eine Durchschnittstemperatur von $26,5^{\circ}$ C.



Sturm der Waschfrauen auf das Schiff vor St. Thomas.

Die verkehrsreichste dieser Inseln ist das 86 Quadratkilometer große St. Thomas. Die anderen beiden Inseln, von denen früher zur Zeit des Zuckerbaus St. Croix einen berühmten Rum ausführte, kommen heutzutage gar nicht mehr in Betracht. Die verschiedenen anderen kleinen, von halbwilden Ziegen bewohnten und von einer geradezu furchterlichen Kakteenvegetation bestandenen Felseninseln, die ebenfalls dänisch sind und auf denen kaum ein paar halbverhungerte Neger hausen können, haben überhaupt keinen Wert.

Wenn man also St. Thomas mit diesen Vorkenntnissen ansteuert, so wundert man sich nicht zu sehr, wenn die ersten Exemplare der Jungferninseln, zu welcher größeren Gruppe die dänischen Antillen gehören, einen so wenig tropischen Eindruck machen. Sie sehen aus wie die eben geschilderten Ziegeninseln. Der Eindruck verbessert sich, wenn St. Thomas mit seinen hohen Bergen und seiner etwas besser entwickelten Vegetation in Sicht kommt. Das Vertrauen zu diesem besseren Eiland hebt sich aber erst beim Einlaufen in den Haupthafen, Charlotte Amalie. An eine verhältnismäßig enge Einfahrt schließt sich ein weites, stilles Wasserbecken an, in dessen Hintergrund die Hauptstadt von St. Thomas, das oben genannte Charlotte Amalie, sich malerisch aufbaut, überragt von den steil ansteigenden Bergen der Insel. In drei großen Gruppen geteilt, ziehen sich die Häuser an den steilen Berglehnen in die Höhe. Ihre roten steilen Dächer, die man zunächst für Ziegeldächer zu halten geneigt ist, die aber aus rot angestrichenem Wellblech bestehen, berühren heimlich, und wenn nicht die Fiederwedel von Palmen zwischen ihnen auftauchten, würde man nicht glauben, sich in den Tropen zu befinden.

Aber nicht ungestraft soll man sich diesen Palmen nähern. Zu einem rechten Genusse des freundlichen Bildes kommt man zunächst nicht. Denn kaum läuft das Schiff langsam und ist im Begriff, zu ankern, so schießt eine Masse kleiner und kleinsten Boote, die bis jetzt still auf der Lauer gelegen haben, in wildem Wettslauf auf das Schiff los. Unter dem Toben und Schreien ihrer Insassen stürmen sie heran, und kaum ist der Anker in die Tiefe gerauscht, da schlagen sich schon Massen von Bootshaken in das Schiff ein, die einzelnen Boote rammen sich, ihre Insassen prügeln sich, weil sie alle zuerst an Bord sein wollen. Es beginnt eine regelrechte Seeschlacht,



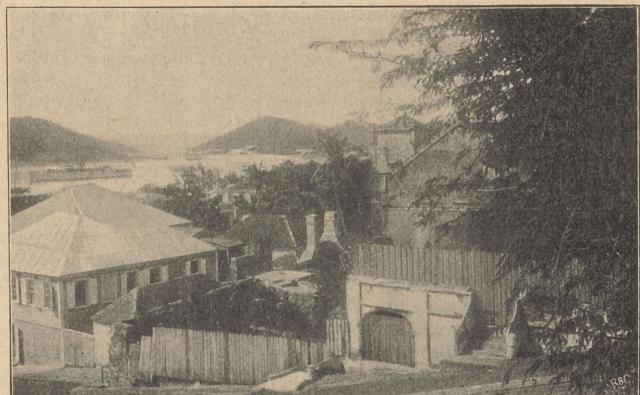
Am Strand von Charlotte Amalie (St. Thomas).

und schimpfend und einander stoßend und puffend wälzt sich die Menge der Bootsinassen über die inzwischen ausgebrachte Fallreepstreppen an Bord. Zu seinem größten Erstaunen be-

merkt der Neuling, daß die meisten der Unstürmenden weiblichen Geschlechts sind: er steht den berühmten Wäscherinnen von St. Thomas gegenüber. Wehe ihm, wenn er nicht rasch entschlossen wählt. Dann folgen ihm wenigstens drei auf einmal, die seine Wäsche waschen wollen. Da sind Große und Kleine, Schwarze und Gelbe, Dicke und Dünne, aber alle mit dem gleichen greulichen Negergeruch behaftet, und im Nu duftet das ganze Schiff nach diesem Parfüm. Dafür ist aber die Wäsche von St. Thomas berühmt in ganz Westindien wegen ihrer Güte — nach unseren vaterländischen Begriffen erbärmlich und namentlich die Plättwäsche gar nicht zu tragen — und wegen ihrer Billigkeit — das Dutzend Stücke 4 Schilling! Allerdings verdienen die braven Wäscherinnen von St. Thomas doch ein gewisses Lob. Es kommt nämlich in St. Thomas wenigstens nicht oft vor, daß die Waschfrauen die ihnen anvertraute Leibwäsche so lange von ihren eigenen Freunden tragen lassen, bis sie voller Löcher ist, über deren Unmotiviertheit der rechtmäßige Besitzer sich dann bei der Rückgabe den Kopf zerbricht.

Nachdem also dieser reinigende Sturm vorüber war, fuhr man an Land und besah sich das Städtchen. Da fallen denn zunächst die große Sauberkeit in den gut gehaltenen Straßen und das anständige Benehmen der Neger angenehm auf. Aber manches andere erregt Verwunderung. Die Insel ist ja dänisch, und man erwartet daher, dänisch sprechen zu hören. Dem ist jedoch nicht so. Die Umgangssprache ist englisch. Dänisch sprechen nur die wenigen hier stationierten dänischen Beamten und Offiziere. Auch der Münzfuß ist nicht dänisch. Es wird nach amerikanischen Dollars zu 100 Cent gerechnet, der nach unserem Geld 4 Mark gilt. Daher kommt's, daß man hier den Cent wie den Pfennig bei uns ausgibt, und das macht St. Thomas teuer. Die hohen Preise sind noch eine Erinnerung an die reiche alte Zeit, ebenso wie die enormen Lagerhäuser, die von der Hauptstraße bis ans Wasser reichen und im Durchschnitt 100 Meter lang sind. Jetzt sind sie leer wie die Kassen der meisten ihrer Besitzer, die sich immer noch nicht an die schlechten Zeiten gewöhnen können. Ein Trost ist nur denen geblieben, die unvermischt europäisches Blut in sich bewahrt haben. Denn reines europäisches Blut gilt

Unterschied mehr entdecken und der Neuling nicht sagen kann, ob derjenige, der vor ihm steht, noch einige Tropfen



Die evangelische Kirche in Charlotte Amalie (St. Thomas).

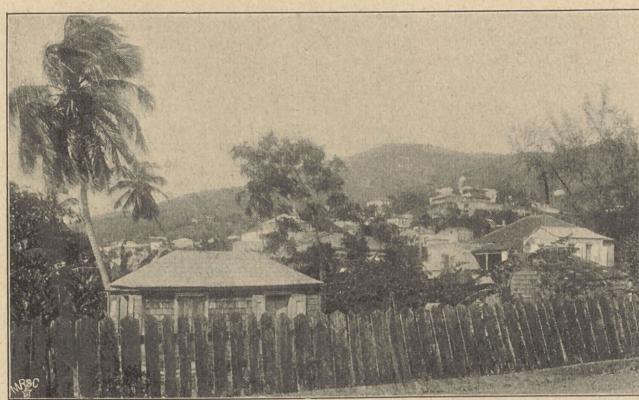
Negerblut in sich hat oder nicht, da findet der Angejessene sofort heraus, ob es sich um reines Blut handelt oder nicht. Läßt sich aber selbst nur noch an der Lunula der Nägel ein verdächtiger dunkler Schimmer nachweisen, so gilt die Blutmischung als vorhanden, und derjenige, der-reinen Blutes ist, fühlt sich dem anderen mit dunkler Lunula weit überlegen. In St. Thomas ist dieser Rassentolz noch nicht einmal so scharf ausgeprägt wie z. B. in Haiti, wo die echte weiße Hautfarbe diejenige Visitenkarte ist, die gesellschaftlich überall Thür und Thor öffnet; aber die Rassentrennungen werden doch auch in St. Thomas scharf von einander geschieden, und ein reicher Mann, der Negerblut in sich hat, verliert dadurch viel an seiner gesellschaftlichen Stellung. Bekommt man doch, wenn man sich nach dem Namen eines solchen Mannes erkundigt, zunächst immer erst

die Antwort: „Ah, das ist ein coloured man.“ Erst dann wird die eigentliche Frage beantwortet. Trotz alledem kann ich nicht sagen, daß in St. Thomas ein ausgeprägter Rassentolz bestände, wie etwa in Haiti.

Obgleich nun die Dänen als solche nur wenig im Geschäftsgeschäft hervortreten und die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Farbigen besteht, deren Vorfahren aus Afrika eingeführte Schwarze waren, so haben sie der Insel doch den Stempel einer vorzüglichen Verwaltung aufgedrückt. Alles ist sauber, alles ist in Ordnung. Die gut gehaltenen Häuser mit ihren wohlgepflegten Gärten machen einen wohltuenden Eindruck. Der Schmutz und Unrat tropischer Städte fehlt hier. Da nun neben europäischen Gemüsen und Haustieren alle Früchte der Tropen gedeihen, die Häuser luftig gebaut und die Gärten schattig sind, so läßt sich hier recht gut leben. Denn der Tisch ist gut besetzt, und das ist in einer Tropenstadt immer viel wert. Dazu kommt, daß gerade in St. Thomas eine ziemlich große Anzahl liebenswürdiger Familien lebt, die den Fremden gastfrei aufnimmt, und da der gesellige Verkehr sich hier leichter und ungezwungener entwickelt als im alten Europa, so bin ich gern in St. Thomas gewesen und wünschte daher den stillen Inseln und ihren Bewohnern, als ich sie wieder verließ, alles Gute.



Hinterwasser an der Mosquito-Bai (St. Thomas).



Eine Vorstadtstraße in Charlotte Amalie (St. Thomas).

in Westindien als die vornehmste Eigenschaft des Menschen. Da, wo das Auge des europäischen Ankommens keinen

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Das hübsche Bild von J. Messerschmidt (Seite 19) führt uns in die Blütezeit deutscher Handelsstädte, in die Zeit, als die Fugger und Welser von Augsburg aus ihre weltumfassenden Geschäfte machten und der deutsche Handel namentlich mit Italien und dem Orient in höchster Entwicklung stand. Auf dem Marktplatz der alten Reichsstadt mit den an Giebeln und Erkern und Holzarchitektur reichen Häusern ist geschäftiges Treiben. Schwer mit Kaufmannsgütern beladene, von Reisigen begleitete Planwagen kommen und gehen, Bürger und Handelsleute wandeln plaudernd umher, und dem behäbigen Wirt unter dem gastlichen Schilde winkt gesellige Einkehr.

Hans Pöcks „Schleppangelfischer auf dem Chiemsee“ (Seite 13) sind gerade im Begriff, einen guten Fang zu thun. Der Alte hat einen großen Fisch an der Schnur, den er mit dem Käschchen gleich in den Nachsen befördern wird.

Ein holdseliges, lieblich-ernstes Madonnenantlitz mit wunderbar schönen, edlen Zügen, ein Ausschnitt aus dem auf S. 10 wiedergegebenen Bilde von Verugino, bringt unsere Kunstbeilage. Keiner seiner Zeitgenossen verstand so ergreifend, so poetisch und mit so schönem Farbenfleck zu malen, wie Pietro Verugino, der Lehrer Raffaels.

Bosnische Holzschnitzereien.

Mit zu dem ungeheuren Gebiete gehörig, in das einst das gewaltige Rom mit seiner Herrschaft eigene, mehr auf das Praktische gerichtete Kultur neben hellenischem Geist und hellenischer Kunst trug, bergen Bosnien und die Herzegowina Schätze mannigfachster Art, die trotz so unverkennbarer Einflüsse doch infolge der hohen natürliche künstlerischen Begabung des Volkes einen eigenen Charakter tragen. Prägt sich schon der Schönheitsinn des Bauern überhaupt darin aus, daß er die Mühe nicht scheut, plumpen hölzernen Gegenständen für den täglichen Gebrauch durch reiche Verzierung ein gefälligeres Aussehen zu geben, so ist geradezu bewunderungswürdig, wie die Anordnung der Ausschnüttung sich harmonisch der Grund- und Zweckform jedes einzelnen Stükkes anpaßt und somit das oberste Gejesch aller Bierkunst beobachtet wird.

Bedenkt man, daß bis zu der Zeit, da die Provinzen österreichisches Schutzgebiet wurden, also bis zum Jahre 1878, jegliche künstlerische Schulung völlig ausgeschlossen war, daß Arbeiten, wie sie auf unserer Abbildung wiedergegeben sind, spontan entstanden, meist ohne jedes Modell und nicht mit Hilfe verschiedenster Werkzeuge, die der Holzschnidekunst gewöhnlich dienen, sondern lediglich mit der kurzen Klinge eines primitiven Taschenmessers, so hat man allen Grund, von künstlerischem Instinkt und überdies von einer Volkskunst im eigentlichen Sinne des Wortes zu sprechen. Zwar sind nur die allseineinfachsten Elemente der Ornamentik angewendet, aber wie weiß ursprünglichster Kunsthinn damit zu schalten! — Betrachten wir nur die unterschiedlichen Variationen, die die Spirale- oder Schneckenlinie erfährt; eine naivere und zugleich lebendigere Formensprache die — fast möchte man sagen — die Verwendung des verzierten Gegenstandes illustriert, hat es wohl kaum gegeben. Als vielverschlungenes Dekor stimmt es auf der breiten Fläche des Wäscherkratzes No. 2 mit der Lebhaftigkeit überein,

welche die Wucht der Schläge bedingt, mit denen die Wächerin zu rechnen hat, will sie für ihre Zwecke den rechten Nutzen erzielen. Ruhig dagegen wie die getragenen Lante, die auf dem Instrument selbst hervorzubringen, fügt es sich mit Betrug der Diagonale und Mittellinie in die Sternform abgegrenzter Quadrate der Doppelhirtenlöte (No. 4). Außerordentlich synonym nach dieser Richtung hin und schön abgeschlossen auch in den Details sind ebenso Wasserbehälter für den Wegestein des Mäthers, Wollwickler (6 u. 7) Spinnruten (5), die verschiedenen kleineren Gegenstände und endlich die Doppelhirtenlöte (3). Während bei dieser die Zeichnung nur fein geritzt zum Ausdruck kommt und überhaupt immer da, wo die Festigkeit des Materials nicht abgeschwächt werden darf, die Ausgründung mehr

stein, mit dem die Sense immer von neuem geschärft werden muß, feucht zu erhalten, da er sich leicht in lockeres Erdreich stoßen läßt.

Notizen.

Eine originelle Sammlung von Büstenkarten hat Leon Barthou in Paris zusammengebracht. Er hat nicht etwa Karten von berühmten Leuten zusammengestellt, sondern er betrachtet seine Sammlung von psychologischem Standpunkt aus als eine Fundgrube für Beispiele menschlicher Eitelkeit und Schwäche. Barthou ist systematisch vor, ausgehlossen sind Reklamekarten. Das erste Fach nimmt nur Rücksicht auf den Stoff. Barthou besitzt Büstenkarten auf Leinwand, Cigarettenpapier, Leder, Holz, Celluloid, Metall &c., sodann kommt die große Gruppe der Leute, die dem Empfänger ihrer Karte einen kleinen Auszug ihrer Verdiente, Taten, Auszeichnungen zum Besten geben. Innerhalb dieser Gruppen werden zahlreiche Kategorien unterschieden: die Phantasie, Hochmütige, Naive, Gezierte, Sinnreiche, Abgeschmackte, Komische, Sonderlinge &c. Einige Beispiele werden sicher die Sammlung unserer Leser anregen: „Prof. Joseph Berthorey, Er-Heldentenor der großen Oper, Erfinder der Lungengymnastik, ausgezeichnet durch die Bußchrift eines Ministers.“

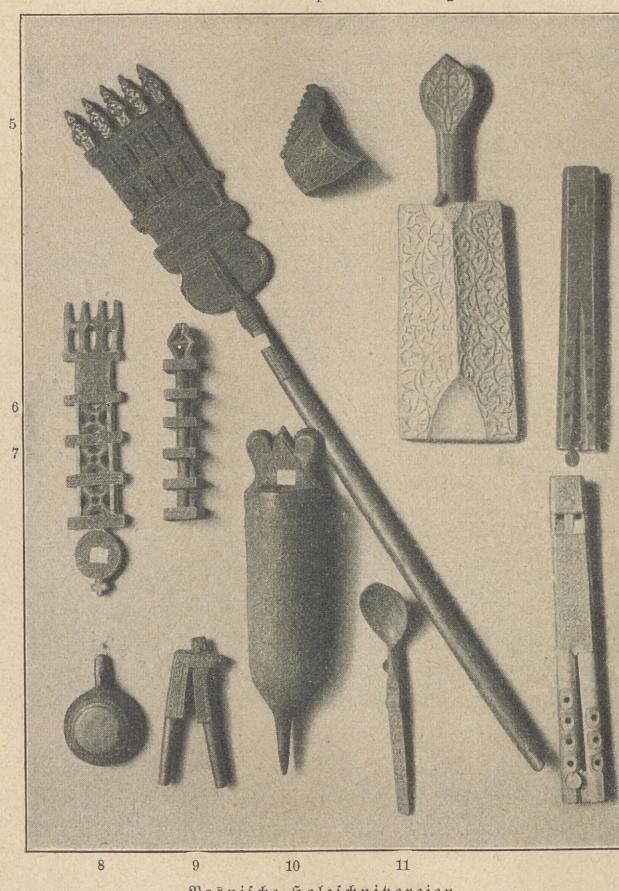
„Harrineus, Gesichtsschreiber der Naturwissenschaften der Erdoberfläche und der Herrschaft der Meere, Erfinder der Umdeutung der Erde.“ — „Joseph Bacheler, Erforcher der warmen Länder, Präsident der Pioniere von Sahara.“ — Herr B. zeigt unter seinen Namen in verschwindend kleinem Druck „ehemaliger“, dann in Riesenbuchstaben „Abgeordneter von X.“ — „herr und frau Baugnez von ihr Fräulein Tochterchen.“ — In der komischen Kategorie figurieren auch jene, deren Beruf mit ihrem Namen in grettem Widerpruch steht, z. B. „Louis Fröhlich, Leichenbestatter.“

Der Verkauf alter Kunstwerke ins Ausland ist in Italien befannlich streng verboten, welche Summen aber dennoch für rechtswidrigen Verkauf nach Italien gelangen, zeigt z. B. der Bericht des Generaldirektors der Altertümer zu Rom für das erste Halbjahr 1901. Bekannt ist der Verkauf eines Botticelli; die Prinzessin Barberini-Sachetti verkaufte an den Louvre ein kostbares Eisenbein-Diptychon und eine sizilisch-arabische Silbervase, an einen noch unbekannten Käufer aber eine der kostbaren Handschriften der Barberinischen Bibliothek. Die kostbaren Gobelins der Familie Barberini mit dem Wappen Urbans VIII. erstand ein reicher Amerikaner; endlich verurteilte man zwei rumänische Kunsthändler, Enrico Pardo und S. Sangiusti, zu 140 000 Lire Strafe, weil sie die Bronzestatue des Bindo Altoviti von der Hand des Benvenuto Cellini ins Ausland geschafft hatten. Die berühmte Büste war früher auf Befehl des Papstes mit Ketten an die Wand des Empfangsraumes des Palazzo Altoviti angelehnt. Der Palast fiel des Überregulierung zum Opfer, die Büste kam nach Florenz, von wo es gelang, sie unbemerkt ins Ausland zu schaffen.

Wie sich antiquarische Seltenheiten bezahl machen. Der Vater des jetzigen Lord Ashburnham hatte eine große Sammlung von Manuskripten und Griechen zum Zusammengebracht, im ganzen 2625 Nummern, welche ihn 350 000 Franken kosteten hatten. — Die wertvollsten Stücke stammten aus der Sammlung Libri, und

Libri wiederum hatte einen großen Teil aus der Kaiserlichen Bibliothek in Paris entwendet. Der jetzige Lord Ashburnham nun hat die Sammlung, zu Geld gemacht, und wie die „Bibliothèque de l'Ecole des Chartes“ schreibt, erhielt er von der französischen Regierung 600 000 Franken für 166 Manuskripte, vom italienischen Staate für eine Reihe anderer Manuskripte 575 000 Franken und bei der Auktion Barrois resultierten 830 000 Franken, so daß der Lord einen Nutzen von 1 683 000 Franken zu verzeichnen hat.

Münz- und Medaillen-Kabinett des Freiherrn Wilh. Knigge. Hannover 1901. Verlag von H. S. Rothenberg, gr. 8. 202 S. 10 Mf. — Das Buch enthält die Beschreibung von 5551 Geprägen aus den Herrschaftsgebieten des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Zuächst werden die Münzen und Denominationen der verschiedenen Linien des weitverweigten Geschlechtes gegeben, dann die Gepräge der münzberechtigten Städte: Braunschweig, Celle, Einbeck, Göttingen, Goslar, Hameln, Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Northeim, Stade. — Nachdem die Sammlungen Kniphhausen (Graf zu Fin- und Kniphhausen, Münz- u. Medaillenkabinett, nebst Nachtrag. Hannover 1872 u. 1877) und Reimann (Münz- u. Medaillenkabinett des Justizrats R. in Hannover 1891/92 ab H. H. Frankfurt a. M.) aufgelöst worden sind, existiert keine bedeutende Sammlung braunschweig-lüneburgischer Gepräge, wie die des Freiherrn Knigge. Der sorgfältig ausgearbeitete Katalog derselben ist für Sammler einzigläufiger Gepräge ein treffliches Nachschlagswerk und kann zum unentbehrlichen Badecum werden, wenn fehlende Gepräge und besonders wenn Auktionspreise sorgfältig nachgetragen werden.



Bosnische Holzschnitzereien.

Hausmusik.

Das Königl. akademische Institut für Kirchenmusik in Berlin.

Unter seinen zahlreichen Konservatorien und musikalischen Bildungsanstalten besitzt Berlin eine höchst bedeutungsvolle und nutzbringende Einrichtung in dem Königl. akademischen Institut für Kirchenmusik, das, als selbständige Abteilung der Königlichen Akademie der Künste angegliedert, dem Zweck dient, Organisten, Kantoren, Chordirektoren und Musiklehrer für höhere Lehranstalten, besonders für Schullehrer-Seminare, auszubilden. Es liegt auf der Hand, daß diesem Institut eine ganz besondere Bedeutung zukommt, denn hier empfangen die künftigen Erzieher der musikalischen Jugend ihre gediegene Bildung, jenes ernste Wissen und Können, das sie einst auf das heranwachsende Geschlecht selbst wieder aussäen werden; hier dringen sie in das Wesen und den Geist der

brachte es auf diesen drei Instrumenten zu hoher Vollkommenheit des Könnens. Nachdem er einige Zeit als Orchestergeiger im Gewandhaus gewirkt hatte, trat er als Pianist und als Orgelvirtuose mit großem Erfolg in der Öffentlichkeit auf. Auch als Musik- und Chordirektor war Radecke eine Zeit lang am Leipziger Stadttheater thätig. Dann aber wandte sich der junge, vielversprechende Künstler nach Berlin, wo er zunächst als Pianist und Lehrer, als Mitglied eines geistig belebten Streichquartetts, als charaktervoller Dirigent von Orchesteraufführungen thätig war, bis sich ihm ein neuer, bedeutungsvoller Wirkungskreis eröffnete, als er 1863 als Kapellmeister seine Arbeitskraft und sein großes Talent der Königl. Opernwidmete, ein Amt, das er bis 1887 bekleidete. Radecke widmete sich darauf wiederum dem Lehrfach; wir finden ihn als künstlerischen Leiter des Sternschen Konservatoriums und seit 1892 als Direktor des

guter" (Berlin 1874). Von seinen zahlreichen und gemütvollen Liedern ist eines, man darf sagen, zum Volkslied geworden: es ist das schlicht innige „Aus der Jugendzeit“. Daß einem Mann von der Bedeutung und den großen Verdiensten Radeckes vielfache Ehrungen zu teil wurden, kann nicht überraschen; er ist Königl. Professor, 1874 wurde er Mitglied der Akademie, 1882 Senator.

Hausmusik.

Unter diesem Namen bringt die bekannte Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig Orchester- und Gesangswerke auf den Musikalienmarkt, die bestimmt sind im häuslichen Kreise, in Vereinen und Schulen, in Schülerorchestern, mit den unter diesen besonderen Bedingungen vorhandenen Mitteln aufgeführt zu werden. Das Unternehmen ist einem praktischen Bedürfnis entsprungen. Diese „Hausmusik“ verfolgt den Zweck, über-



Prof. Schröder (Geige).

Egidy (Organist).

Prof. Radecke, Direktor.

Prof. Th. Krause (Gesang).

Prof. Löschhorn (Klavier).

Thiel (Organist).

Direktor und Lehrerkollegium des Königl. akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin.

Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration H. Franke & Co. in Berlin.

Kunst ein, hier werden sie eingeweihte, und nur diese vermögen wiederum Andere einzuführen. An der Spitze der segensreichen Anstalt, deren Wirken um so höher anzuschlagen ist, als der Unterricht unentgeltlich erteilt wird, steht als hochverdienter, zielbewußter Leiter Prof. Robert Radecke, ihm zur Seite ein Stab vortrefflicher, treu erprobter Lehrer. Radecke darf auf eine Vergangenheit, reich an Mühe, an Fleiß und Erfolg mit dem ruhevollen Bewußtsein zurückblicken, ehrliche Arbeit gethan und der Kunst mit Hingabe gedient zu haben. Der ausgezeichnete Mann gehört zu den sympathischsten Erscheinungen unter dem ehrwürdigen Häuslein der deutschen Musiker, die die Schwelle der Siebzig überschritten haben. Professor Radecke stammt aus Schlesien; er wurde am 31. Oktober 1830 zu Dittmannsdorf geboren. Seine musikalische Ausbildung empfing er auf dem Konservatorium in Leipzig in den Jahren 1848—50. Neben dem Studium der Komposition widmete er sich dem Klavier, der Violine und der Orgel und

Königl. Institut für Kirchenmusik. Radecke, mit seinem außerordentlichen Wissen, mit seiner Bielseitigkeit, seiner reichen Erfahrung, seiner schöpferischen Kraft und seinem tief musikalischen Wesen ein idealer Pädagoge, war der rechte Mann für dieses neue Amt, der rechte Leiter für dieses schöne Institut, an dessen erspriesslichen Leistungen neben ihm eine Reihe vorzüglicher Musiker als seine Helfer und Mitarbeiter sich beteiligen: wir nennen den bekannten Pianisten Prof. Löschhorn, die Organisten Egidy und Thiel, ferner Prof. Schröder (Geige) und Prof. Krause (Gesang). Unserer kurzen Skizze würde indessen ein wichtiges Moment in der Charakteristik Robert Radeckes fehlen, wenn nicht auch noch seiner Kompositionen gedacht würde, in denen uns der verehrte Meister vollgültige Zeugnisse seiner starken schöpferischen Begabung und seines feinen Kunstsinngefühls gegeben hat. Radecke schrieb mehrere Ouvertüren, eine sehr geschätzte Symphonie (F dur), Klaviertrios, verschiedene kleinere Orchesterwerke und auch ein Liederspiel „Die Mönch-

all dort, wo man ein großes Orchester nicht zur Verfügung hat, die Aufführung von Orchesterwerken, sowie Gesangswerken mit Orchesterbegleitung in vereinfachter und doch dem Original in der Wirkung möglichst nahe kommender Form zu ermöglichen, ein Ziel, das erreicht wird durch die Art der Bearbeitung und der Besetzung.

Die Besetzung der Orchesterwerke ist eine doppelte: 1. Harmonium, Klavier, Streichquintett und Flöte; 2. Klavier, Streichquintett und Flöte. Bei Gesangwerken ändert sich die Besetzung, und zwar kommt für Werke rein kirchlichen Charakters Orgel und Streichquintett in Betracht. Die Aufführung weltlicher Gesangwerke zieht Harmonium, Klavier, Streichquintett und Flöte in den Kreis der Mittel. Außerdem können alle beliebigen Blas- und Schlaginstrumente, so weit man über diese verfügt, den genannten Instrumenten sich beigesellen. Das Streichquintett und die Flötentümme erscheinen in diesem Hausmusikorchester in der ursprünglichen Gestalt. Einen Flötisten und die notwendigen Streicher

kann man heute eben allenthalben finden. Schwieriger liegt dagegen die Sache mit den anderen Blasinstrumenten. Hier mußte das Arrangement eingreifen, und hierbei erschien als Erfaß vor allem das Harmonium geeignet, welches, mit dem Klavier vereint, nahezu alle Klangeffekte der Blasinstrumente wiederzugeben vermag. Für Fälle, wo ein Harmonium nicht zu beschaffen ist, eignet sich ein zweites Arrangement, nur für Klavier zu zwei Händen hergestellt. Bei den Gesangwerken rein kirchlichen Charakters wurden die Blasinstrumente der Orchesterbegleitung auf die Orgel übertragen. Befand sich bei den Werken bereits eine begleitende Orgelstimme, so wurden die Blasinstrumente in diese mit verarbeitet. Bei Gesangwerken, welche in Kirche und Konzertsaal aufgeführt werden können, ist die Orgelstimme so eingerichtet worden, daß sie auch auf dem Harmonium spielbar ist. Weltlichen Gesangwerken endlich gab man eine Harmonium- und eine Klavierstimme als Erfaß für die Blasinstrumente bei. In dieser ungemein praktischen und musikalisch erfreulichen Bearbeitung liegt nun bereits eine große Anzahl von Symphonien, Ouvertüren, Orchesterwerken &c. vor. Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert, Mendelssohn und Schumann, Glück, Cherubini, Gade, Weber, Wagner, Bach und Händel prangen auf den Programmen dieser kleinen Hausmusiken, die es allen ausübenden Musikfreunden ermöglichen, dem außerordentlichen Genus des Orchesterspiels sich hinzugeben. Eine Symphonie von Haydn oder Beethoven in dieser künstlerisch wirkamen Form wird aber auch dem Zuhörer eine gesteigerte Freude bedeuten, und so darf man nach allen Seiten hin von dieser "Hausmusik" das Allerbeste erhoffen.

Den sehr reichhaltigen Katalog über diese Gruppe seines Verlages stellt das Verlagshaus Breitkopf & Härtel in Leipzig allen Musikfreunden zur Verfügung.

Etwas über den Applaus.

Das Applaudieren oder Beifallklatschen ist eine sehr alte Sitte und war schon bei den Römern üblich sowohl im Theater, als bei sonstigen öffentlichen Veranstaltungen. Der Kaiser Nero, der bekanntlich eine große Vorliebe für Theater und Circus besaß und oft von Ort zu Ort reiste, um sich vor dem Volke als Sänger hören zu lassen, hielt sich vor 5000 Personen, die ihm Beifall klatschen mußten und ihn dabei mit den schmeichelhaftesten Worten, wie "Göttlicher Apollo!", "Feuer spendender Augustus!" anriefen. Im Theater war das Beifallklatschen bestimmten Regeln und Abschüttungen unterworfen. Der geringste Grad war das genannte "Schnippen", d. h. mit dem Mittelfinger wurde an das leste Glied des Daumens geschmettert. Stärkeren Beifall drückte das Schlagen der Finger der rechten Hand in die Höhle der Unterlippe an. Diese Art nannte man "restas". Höchstes Entzücken befand man durch die "imbrices" — ein Zusammenschlagen der flachen Hände, oder durch die "bombus", ein Schlagen mit hohlen Händen (daher unsere Bezeichnung Bomben-Beifall). Kaiser Aurelian führte eine neue Art des Applaudierens ein, die sich an das schon vor ihm bekannte Weben mit den Zöpfen der Doga anlehnt. Er ließ Streifen von Seug unter das Volk verteilen, deren es sich statt der Doga bedienen mußte.

In der alten christlichen Kirche rief und klatschte das Publikum oft auch dem Geistlichen Beifall zu, später beschränkte sich der Applaus aber nur auf Theater, Circus, Konzerte und oratorische Leistungen und verbreitete sich über die ganze civilisierte Welt. Die eigentliche Claque (= Klatsch, Schlag mit den flachen Händen) soll durch Maria Antoinette in Frankreich eingeführt worden sein. Als Glucks Oper "Alceste" zum erstenmale in Paris aufgeführt werden sollte, war Glück wegen ihrer Eigenart und seiner zahllosen Neider um den Erfolg besorgt. Seine ehemalige Schülerin und jetzige Gönnerin, die Dauphine, beruhigte ihn aber. Ohne daß er es wußte, befahl sie, daß die Mitglieder des Hofes an verschiedenen Stellen der Großen Oper verteilt und nach dem Beispiel des Grafen Artois jedes gelungene Stift des Musidramas eifrig bestauchten. Allmählich bildete sich in Paris die bezahlte Claque aus. Die Dichter, Schauspieler oder Musiker zahlten den sogenannten Claqueurs einen bestimmten Preis, wofür sie an Stellen, die ihnen genau bezeichnet wurden, zu klatschen begannen. Ihrem Vorbogen folgte dann gewöhnlich das ganze Publikum. Im Jahre 1820 gründete sogar Sauton ein Bureau Assurance du succès dramatique, welches den glücklichen Schriftstellern, Komponisten und Darstellern den Weg „zur Unsterblichkeit“ bahnte. Allerdings kam es auch nicht selten vor, daß man für das Ausfeiern eines Nebenbüchers die Claqueurs anmarrte. Da dieselben gewöhnlich ihre Plätze in der Mitte der Theater unter dem Kronleuchter hatten, nannte man sie Chevaliers de lustre. Heutzutage weist Paris mehrere

solcher Büros auf. Die Claqueurs haben verschiedene Pflichten und danach auch verschiedene Namen. Diejenigen, welche das laute Klatschen bewirken, heißen Tapageurs, die, welche nur beifällig murmeln und ihre Nachbarin auf die glänzenden Eigenschaften des Stücks oder seiner Darsteller aufmerksam machen, werden „Connoisseurs“ genannt. Die „Rieurs“ lachen über heitere Stellen oder Witze so laut, daß sie andere mit fortreihen, die „Pleureurs“ äußern ihre Traurigkeit mit ähnlichem Erfolge. Die „Chatouilleurs“ haben die Aufgabe, das Publikum vor dem Beginn und in den Zwischenstufen für das Werk zu erwärmen und die Zuschauer in gute Stimmung zu versetzen. Die „Chufieurs“ üben die gleiche Wirkung schon vor dem Theatergebäude, indem sie einander gute Kritiken laut vorlesen, die „Biseurs“ endlich rufen bei gelungenen Stellen Da capo. Das Halten eines solchen Bureau soll ein sehr einträgliches Geschäft sein; der Autor oder Schauspieler muß die Claqueurs gut bezahlen und außerdem noch für mehrere hundert Freibüllts sorgen. Das findet während der Vorstellungen einen Kampf der einen Claque gegen einen andern statt, so daß sich daraus nicht selten tumultuarische Scenen entwickeln. Auch in Deutschland ist die bezahlte Claque nichts Fremdes mehr, obgleich damit natürlich nicht gejagt ist, daß das Publikum sich nicht auch zu spontanen Beifallsausbrüchen hinreissen läßt. Dazwischen die Darsteller und Autoren ermutigen und zu noch höheren Leistungen anspornen, ist wohl unzuverlässig, aber das Klatschen bei offener Scene kann nur als Unsitte gerügt werden, da es die dramatische Wirkung beeinträchtigt, wenn nicht ganz zerstört. In den königlichen Bühnen und vielen Opernhäusern in Deutschland ist diese Art des Beifalls größtenteils abgeschafft. E. G.

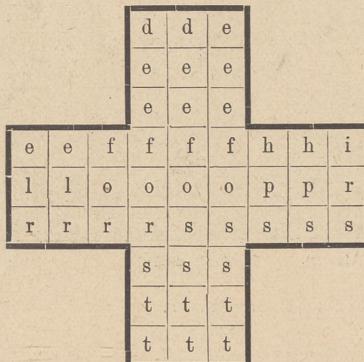
Redaktionspost.

Schumann-Berehrer. Einige bisher nicht bekannt gewordene Kompositionen Robert Schumanns umfassen ein in der Pariser Sammlung von Charles Malherbe befindliches Notenheft von 16 Seiten, das sich auf den Komponisten Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1848 bezieht. Das Heft enthält drei Männerchor, die der Komponist für die damals von ihm geleitete Dresdener Biedertafel bestimmt hat, ohne daß die Kompositionen jedoch (wennstens soweit bekannt) jemals zur Aufführung gelangt wären. Die Chöre führen die Titel „Zu den Waffen“ (Text von Titus Ulrich), dem Dichter des „hohen Lieds“, „Schwarz-Rot-Gold“ (Gedicht von Ferdinand Freiligrath), „Freiheitsang“ (Text von F. Fürst, vermutlich der Leipziger Orientalist). Das Werk bildet neben dem „Vier Märchen für Klavier“, op. 76, den einzigen Tribut des Künstlers an die Revolution.

Anfrage. Kann mir einer der verehrten Daheimleiter mitteilen, ob das Pistonblatt durch Selbstunterricht zu erlernen und welche Schule dafür die beste ist? Ist dazu ein besonders gutes Gehör, wie zum Violinspielen erforderlich? M. J. in L.

In unserer Spiecke.

1. Magisches Kreuz.



Die Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen:

1. Ein Fest;
2. eine militärische Verteidigungsanlage;
3. eine Stadt in England.

2. Kombinationsaufgabe.

Binden Gatte Gerte
Landwehr Marder Seher

Zu suchen sind 12 zweisilbige Wörter, deren Endsilben in den obigen 6 Wörtern enthalten sind. Zu beiden Silben jedes der gegebenen Wörter gehört eine gemeinsame Anfangssilbe.

Sind die passenden 6 Anfangssilben gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben, nachdem man die Silben richtig geordnet hat, den Namen eines schönen Festes.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. — Überlieferungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Pantenius und Hans von Sobeltz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

3. Anagrammaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So entsteht z. B. „Waldersee“ aus Adel, Weier. In derselben Weise bilde man aus:

1. Brand, Soden einen Schmetterling.
2. Ast, Amur eine große asiatische Insel.
3. Tod, Natur einen Namen, in dem Titel eines Werkes von Schiller.
4. Thale, Sieb eine der Haupttrossen in einer Oper von Wagner.
5. Mork, Matte eine große Stadt in Holland.
6. Gau, Rand eine Stadt in Pommern.

Sind die richtigen sechs Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben ein schönes Fest.

4. Füllrätsel.

O	S	T	E	R	F	E	S	T
n	n	n	n	n	n	n	n	n

Die 36 leeren Felder sind mit den folgenden Buchstaben: 4 a, 2 b, 1 c, 3 e, 1 h, 3 i, 4 l, 1 m, 2 o, 5 r, 2 s, 3 t, 4 u, 1 w so auszufüllen, daß sämtliche senkrechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die drei letzten senkrechten Reihen bezeichnen: Stadt und Gouvernement in Russland, einen alttestamentlichen Namen, eine Kopfsbedeckung.

5. Verwandlungsaufgabe.

Wie gelangt man durch Wortverwandlung von Winter über vier Zwischenstufen zu Ostern?

Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchstaben verändert und die drei andern beibehält.

Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. Diejenigen Stellen, an denen eine Buchstabenveränderung eintreten soll, sind durch Sternchen bezeichnet.

6. Arithmetische Aufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 30, mit welcher andern Zahl 3 multiplizieren, um als Summe der beiden Resultate unsere Jahreszahl 1902 zu erhalten? Der Unterschied der beiden gesuchten Zahlen soll kleiner sein als 10.

Anmerkung: 30/3. der erste Osterfeiertag dieses Jahres.

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 28.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 25.

1. Bilderrätsel.

Man braucht zehn Lügen, um eine zu bestätigen!

2. Anagramm. Kleist — Stille.